

Garth Lean

Wenn es dich gibt, Gott...

Garth Lean

# Wenn es dich gibt, Gott...



BRUNNEN VERLAG · GIESSEN UND BASEL



Bücher, die dieses Zeichen tragen, wollen die Botschaft von Jesus Christus in unserer Zeit glaubhaft bezeugen.

Das ABCteam-Programm umfaßt in seiner Hauptreihe:

A = aktuelle Themen

B = Berichte, Erzählungen, Lebensbilder

C = Christsein heute

Als Sonderreihen erscheinen Jugendbücher (J),  
Werkbücher (W), Glauben und Denken (G+D).

Außerdem gibt es Geschenkbücher in besonderer Ausstattung.

ABCteam-Bücher erscheinen in folgenden Verlagen:

Aussaat Verlag Wuppertal / R. Brockhaus Verlag Wuppertal

Brunnen Verlag Gießen/Christliches Verlagshaus Stuttgart

Oncken Verlag Wuppertal/Schriftenmissions-Verlag Gladbeck

ABCteam-Bücher kann jede Buchhandlung besorgen.

Originaltitel: „Good God, it works!“

© 1974 by Garth Lean

Aus dem Englischen übersetzt von Lisa Beck

Umschlag: Harald Wever

© 1975 by Brunnen Verlag, Gießen

Gesamtherstellung: H. Rathmann, Marburg a. d. Lahn

ISBN 3 7655 0366 5

## INHALT

Durch Experiment zum Glauben	9
Ein schockierendes Experiment	11
Es begann mit dem Hungermarsch	14
Huxley und andere	25
Oxford mit Worcestersauce	31
Glaube an Gott — wozu?	38
Glaube offensiv	42
Amerikanisches Abenteuer	47
Hören, was Gott sagt	58
Howard wagt den Schritt	68
Wir heiraten — und nachher	77
Skandinavisches Smörgåsbord	84
Wenn die Angst kommt	93
Revolutionäre Studenten	98
Generationskonflikt — unumgänglich?	108
Die Entwicklung eines Sohnes	120
Das leidige Geld	132
Entmutigung gilt nicht	139
Die neue Moral	145
Experiment ohne Ende	152
Quellennachweis	154

## Widmung

Dem Andenken meiner Mutter,  
die am Heiligen Abend des Jahres 1973 starb.  
Sie war keine Heilige,  
aber sie nahm zu im Glauben und in der Gnade  
bis zu ihrem Ende,  
das ihr wahrer Anfang ist.

„Ich bin sicher, daß wir mit der experimentellen Methode  
zu einer neuen Blüte des Glaubens kommen können, der unsere  
Zivilisation umgestalten könnte.“

Sir Alister Hardy, F. R. S.

„Es ist eine Hoffnung, vielleicht sogar *die* Hoffnung: denn  
gewiß gibt es ohne diesen Geist, der die Menschen in voll-  
kommener christlicher Transparenz zusammenführt, keine  
Alternative zum Teufelskreis der Täuschung und Rache.“

Gabriel Marcel,  
Mitglied des Institut de France

## Durch Experiment zum Glauben

„Durch Experiment zum Glauben“ heißt ein Kapitel im letzten der drei Bücher, die der kürzlich verstorbene Sir Arnold Lunn und ich gemeinsam schrieben.\* „Wenn es dich gibt, Gott“ ist eine Illustration des gleichen Themas.

Viele halten noch immer die Worte „Glauben“ und „Experiment“ für unvereinbar, ja für widersprüchlich. Sie verbinden „Experiment“ mit Naturwissenschaft und setzen voraus — so dachte ich früher selbst —, daß Wissenschaft den Glauben an Gott unmöglich macht. Das aber ist Unsinn. „Sogar ein flüchtiger Blick auf die revolutionären Strömungen in der modernen Naturwissenschaft“, schreibt der geniale Agnostiker Arthur Koestler, „genügt, um zu sehen, daß die streng materialistische Weltanschauung, die in der Soziologie, der Verhaltensforschung und unter gebildeten Laien immer noch vorherrscht, sich auf nichts stützen kann; sie ist ein viktorianischer Anachronismus.“<sup>1</sup>

Tatsächlich hat die Wissenschaft die Existenz Gottes weder bewiesen noch widerlegt. Einige Naturwissenschaftler — wie der Biologe Eduard Conklin von der Princeton-Universität — halten es für „ebenso unwahrscheinlich, daß das Leben durch Zufall entstanden ist wie ein Wörterbuch durch eine Explosion in der Druckerei.“<sup>2</sup> Es wäre wissenschaftlich überholt zu denken, daß die Naturwissenschaft den Glauben an die Existenz Gottes unhaltbar macht.

Gleichzeitig muß man jedoch erkennen, daß die Angriffe von Wissenschaft und Philosophie auf das christliche Glaubensgut nicht ohne Auswirkung geblieben sind. Obwohl bei jeder Meinungsumfrage eine überwältigende Mehrheit behauptet, an Gott zu glauben<sup>3</sup>, haben die Kirchen an Autorität eingebüßt.

Man begnügt sich heute nicht mehr mit dem, was andere sagen, sondern will die Wahrheit selbst herausfinden. Und

---

\* Garth Lean/Arnold Lunn, „Christen offensiv“, Brunnen Verlag, Gießen.

das macht das Experiment des Glaubens so wesentlich. In ihrem Buch „Glaube und Freiheit“ (Faith and Freedom) sagt Barbara Ward: „Wenn man die Wissenschaft von ihren Ergebnissen her kennenlernt und durch sie überzeugt wird, so gilt dies auch für religiöse Wahrheiten.“ Barbara Ward gibt zu, daß experimentelle Untersuchungen der Religion heikler und ihre Resultate labiler sind als jene der Wissenschaft — denn das menschliche Herz als „Rohmaterial“ gehorcht nicht strengen Gesetzen, wie man sie bei Metallen und Mineralien beobachten kann. „Es ist unangenehm, aber herrlich, daß das Herz ein freies und unbedingtes Element hat. Immer wieder wird das Experiment verpfuscht. Aber wo es im Triumph vollendet wird . . ., leuchtet der experimentelle Beweis auf religiösem Gebiet in einem Licht, das nicht weniger klar ist als das der Wissenschaft.“<sup>4</sup>

Ich behaupte, daß jeder in seinem Leben dieses Experiment machen kann. Wie oft wir auch unsere Versuche verpfuschen mögen, wir können dennoch dabei einen sicheren Boden für unseren Glauben finden.

Dieses Buch beschreibt einige Experimente, die ich selbst im Lauf der letzten vierzig Jahre gemacht und beobachtet habe. Sie kommen aus den Erfahrungen meiner eigenen Familie und von Menschen, die uns persönlich bekannt sind. Andere machten und machen ähnliche Experimente in ihrer eigenen Umgebung, und jeder muß sagen, was er weiß, wenn die große Forschungsarbeit, um die wir uns alle mühen, weitergehen soll.

Dieses Buch ist keine Autobiographie. Es behandelt ein Thema, das durch Geschichten aus dem Leben veranschaulicht wird. In mehreren Fällen wurden aus naheliegenden Gründen andere Namen verwendet.

## Ein schockierendes Experiment

Auf dem Weg zum College wurde ich von meinem Freund Jackman begrüßt: „Wo warst du denn, Garth? Ich habe dich überall gesucht!“

Ich wußte, daß es nun auf die Wahrheit ankam. „Ich habe ein Experiment gemacht“, erwiderte ich, „ich habe Gott mein Leben übergeben.“

Jackman war verblüfft und hatte auch allen Grund dazu. Er konnte nicht ahnen, daß ich solche Gedanken bewegte — ich hatte ja selbst nichts davon gewußt, als ich ihn das letzte Mal sah. „Verdammter Narr!“ schrie er jetzt.

Jedes beliebige andere Experiment wäre in Ordnung gewesen, dieses aber war anstößig, eine Art dunkler Verkehr mit dem Unaussprechlichen. Denn wir waren Kinder unserer Zeit, und wie Charles Morgan, der populärste Erzähler jener Tage, bemerkte, wurde die Prüderie, die unseren Großeltern verboten hatte, gewisse Körperteile zu erwähnen, in unserer Generation auf geistliche Dinge angewandt.<sup>1</sup> In unseren Kreisen wurde man verlegen, wenn man von Gott sprach.

Jene Begegnung war der Beginn meiner Reise in den Glauben, einer Reise, die nun schon vierzig Jahre andauert. Es waren und sind Jahre voller Abenteuer, denn der Glaube, den ich suche und gewissermaßen auch erreiche, ist nicht ein bloßer Trost und noch weniger nur eine Zufluchtsstätte. Er trägt einen öfter in ein Sturmzentrum als in ruhige Gewässer.

Der Glaube ist ein zweischneidiges Schwert für die Änderung der Zustände in der Welt; zweischneidig deshalb, weil die Änderung in einem selbst beginnen muß. Er rüttelt den Selbstüchtigen auf, stört den Bequemen und macht den Materialisten wütend; und das alles bin ich von Natur aus.

Ich habe erlebt, wie ein solcher Glaube die Motive von Kapitalisten änderte und den Haß eines Guerillakämpfers brach. Ich habe beobachtet, wie er Feinde versöhnte und einander bekämpfenden Volksgruppen Frieden brachte. Und am

hellsten habe ich ihn im Leben anderer aufleuchten sehen, die ich auf gemeinsamen Reisen kennenlernte.

Der Glaube ist ein Geschenk, aber er erfordert unsere Mitarbeit. Meine Reise in den Glauben bestand aus einer ganzen Versuchsreihe. Jeder Versuch enthält ein Risiko, aber der Glaube erlahmt, wenn man nicht täglich solche Risiken auf sich nimmt.

Mein Wörterbuch definiert „Experiment“ als „ein Verfahren, dessen Endergebnis offen ist“; auch als einen „Versuch, der unter bestimmten Bedingungen durchgeführt wird, um eine Theorie, Hypothese oder Tatsache zu entdecken oder nachzuweisen“. Beide Definitionen stimmen auch in unserem Fall. Das „Nichtwissen“ macht das Leben interessant, und die Entdeckung der notwendigen „bestimmten Bedingungen“ sorgt für Beständigkeit. Wenn ein Experiment nicht funktioniert, kann man im allgemeinen herausfinden, wo der Fehler liegt, und es nochmals versuchen.

Sir Alister Hardy, Professor der Zoologie in Oxford, glaubt, daß der „religiöse Instinkt“ im Menschen genauso wesentlich ist wie der sexuelle, aber viel weniger verstanden wird. Er hat eine Forschungsgruppe für religiöse Erfahrung ins Leben gerufen, um diesem Instinkt auf die Spur zu kommen. Die Arbeitsanweisung ist einfach:

Experimentiert, um zu sehen, was dabei herauskommt! Auch wenn es vom Standpunkt eurer rationalistischen Erziehung aus unwahrscheinlich aussieht, stellt euch vor, daß es ein Element gibt, mit dem man über das eigene Bewußtsein hinaus in Kontakt kommen kann. Habt genug Glauben und seht selbst . . . Irgendwie glaube ich, daß es einen ungeheuren Schatz an Weisheit und geistiger Kraft gibt, den wir auf irgendeine Weise anzapfen können, etwas, das für die Menschheit von größter Bedeutung ist.<sup>2</sup>

Mit dieser Bereitschaft, es zu versuchen, brach ich zu meiner Reise in den Glauben auf. Aber da ich von Natur aus skeptisch bin, war mein erster Annäherungsversuch eher wie der jenes Pfarrers, der eines seiner Gemeindeglieder wild fluchen hörte bei dem vergeblichen Bemühen, sein Auto anzukurbeln.

„Na, na, mein Lieber“, sagte der Pfarrer. „Sie dürfen den Namen Gottes nicht mißbrauchen! Der ist nur für Gebete!“

„Schon gut, schon gut. Dann beten Sie meinetwegen, aber packen Sie auch zu!“ Um dieser Aufforderung zu genügen, betete der Pfarrer und drehte die Kurbel. Der Motor sprang sofort an. „Mein Gott, es geht ja!“ rief der Pfarrer.

## Es begann mit dem Hungermarsch

Zu meinem ersten Experiment kam ich ganz unerwartet, nämlich durch den Hungermarsch aus dem Norden, der durch Oxford führte. Es war im Oktober 1932.

Vom heutigen Standpunkt aus wirkt das Oxford von damals wie ein friedlicher, stiller See, aber uns erschien es damals ganz und gar nicht ruhig. In jenen Jahren gab es in England drei Millionen Arbeitslose, und wenn wir überhaupt nachdachten, hatten wir fast alle ein schlechtes Gewissen, daß es uns so gut ging und anderen so schlecht. Drei rasch aufeinanderfolgende Regierungen schienen nicht willens und nicht fähig, etwas zu unternehmen. Auch verstärkten im Jahre 1932 Hitlers Sturmtruppen ihre Aktionen, die ihn im folgenden Januar zum Kanzler machten. Wir hatten die Diktatur Mussolinis vor Augen. Angst vor dem Krieg breitete sich aus.

Die Ereignisse warfen ihre Schatten voraus und veranlaßten zweifellos viele helle Köpfe der höheren Semester, sich dem Kommunismus zuzuwenden. Die Dichter Auden, Spender und Day Lewis und viele der jungen Physiker schlugen diesen Weg ein, ebenso eine Anzahl von damals noch nicht so bekannten Leuten wie Burgess, Maclean und Philby.

„Wer diese politische Erfahrung in den dreißiger Jahren nicht durchgemacht hat“, schreibt Cecil Day Lewis in seiner Autobiographie, „kann nicht wissen, wieviel Hoffnung in der Luft lag und wie hell für einige von uns die Illusion aufleuchtete, daß der Mensch durch den Kommunismus die Welt in Ordnung bringen könne.“<sup>1</sup>

In dieser Illusion lag Großmut, aber auch Naivität. Lewis und seine Freunde waren voll Eifer, ein System zu zerstören, das die Arbeitslosigkeit förderte, auch wenn es sie ihre eigene angenehme Lebensweise kostete.

„Bei mir jedenfalls“, fügt Lewis hinzu, „entstanden die positiven Gedanken, mit denen ich mich zu Beginn der drei-

ßiger Jahre beschäftigte, nicht aus zentralem Glauben; sie sollten eher einen Glauben ersetzen; es waren heterogene Ideen, die das Loch in mir zu stopfen hatten, wo Gott sein sollte.“

D. Lewis führte dieses Loch auf die Enttäuschung über die Predigten zurück, die bei den Schulgottesdiensten gehalten wurden. Ich war ein paar Jahre nach ihm in derselben Schule, daher weiß ich, was er meint. Einige Geistliche sprachen vom Christentum als von einem großen Abenteuer, aber sie sahen ganz und gar nicht abenteuerlustig aus. Es schien, daß niemand den Glauben zu einer praktischen Erfahrung machen wollte — nichts wies darauf hin, daß er für das Leben etwas ausmacht oder die Ereignisse in der Welt beeinflussen könnte.

So hatte auch ich, als ich nach Oxford kam, keine Illusionen über das Christentum, und nur in den seltenen Augenblicken, in denen ich gerade nicht vergnügt war, suchte ich nach irgendeinem tieferen Sinn für mein Leben.

Denn das Leben war wirklich erfreulich. Über mein College, das nicht weit vom Bahnhof liegt, hatte jemand unfreundlicherweise gesagt: „Es ist großartig, aber nicht der Bahnhof!“ Wir, die wir die Gärten, den See, die Sportanlagen kannten, betrachteten solche Bemerkungen als Zeichen purer Eifersucht. Wie so vieles in Oxford, hatte unser College seinen Zauber bewahrt — die schrägen Strahlen der Abendsonne auf altem Gestein, den Duft der Chrysanthemen rund um kleine mittelalterliche Häuser, Sport und Spiel, Dinge, die viel Freude machten, und Arbeit unter weniger Druck als heute.

Als ein Worcester-Student mit einem meiner Freunde zum Abschlußexamen antrat, sagte er: „Roger, wir würden jetzt nicht so tief im Dreck stecken, wenn wir täglich nur eine halbe Stunde gearbeitet hätten.“ Zwar waren nur wenige so träge, aber man lebte wie ein „Gentleman“, auch wenn man keiner war.

Ich hatte ein Stipendium für Geschichte und studierte auch Rechtswissenschaften. Mein Vater war Rechtsanwalt in Cardiff gewesen. Er starb, als ich zehn war, und Geld gab es nicht im Überfluß; aber sein Bruder und Partner, Onkel Ross, half uns aus. Auch besaß die Familie eine Firma, in die ich eintreten konnte, wann ich wollte. Darüber hinaus

konnte ich auf verschiedene Weise mehr oder weniger meinen Mann stehen, um im College etwas zu gelten. Für meine Schule in Sherborne hatte ich Cricket und Rugby gespielt, und die Mannschaften im College waren viel schlechter. In den literarischen Gesellschaften, die damals Mode waren, kam ich besser an als in dem Debattierclub „Oxford Union“. Über die erste und letzte Rede, die ich dort hielt, berichtete der Kritiker Tangye Lean in der Zeitung *Isis* in einem kurzen Satz: „Es muß festgestellt werden, daß Mr. Lean mit mir auch nicht im entferntesten verwandt ist.“

In diese Situation brach der Hungermarsch aus Glasgow herein. Die Leute waren unterwegs nach London und verbrachten eine Nacht in Oxford. Überdeutlich brachte uns dieses Ereignis unsere Schuld und Ziellosgigkeit zu Bewußtsein.

Viele Leute gingen zu ihnen. Ich gehörte nicht dazu. Aber ich dachte an sie. An dem Tag, an dem sie London erreichten, fuhr ich in die Hauptstadt, um mich mit meiner Freundin zu treffen und mit ihr ins Theater zu gehen. Sie war die Schwester eines Schulkollegen, mit dem ich Cricket gespielt hatte; und wenn ich über jemanden Gedichte schreiben wollte, war sie das Opfer. Später sagte sie mir bei einem Ausflug, sie habe mich gern. Ich war nicht sicher, ob ich in sie verliebt war, aber ich war Hals über Kopf in die Liebe verliebt, und meiner Ansicht nach war die Liebe das einzige, was der Mühe wert war.

Vor dem Eingang des Theaters kündigten die Plakate der Abendblätter an, daß der Hungermarsch beim Hydepark angekommen war.

Ich ging nicht hin, weil ich mich schämte. Meine Ziele waren rein persönlicher Art. Nichts, was ich für mein Leben geplant hatte, trug dazu bei, die Leiden dieser Leute zu lindern. Aber obwohl ich es nicht gewagt hatte, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, überschatteten sie unseren Tag. Die Unruhe, die ich so oft gespürt hatte, wenn ich die Arbeitslosen an den Straßenecken von Cardiff sah, wurde plötzlich zu einem alles beherrschenden, bohrenden Gefühl.

Ich brachte meine Freundin an den Zug. Der Tag war danebengegangen, für uns beide. Als ich in der U-Bahn von Waterloo zum Paddington-Bahnhof fuhr, erkannte ich

plötzlich, daß ich genauso unfair das Mädchen behandelte wie der Staat die Leute auf dem Hungermarsch.

Im Zug nach Oxford traf ich zwei Studenten, die nach London mitmarschiert waren. Beide waren Kommunisten. Als ich sie fragte, was nun geschehen solle, antworteten sie sehr bestimmt und feurig. Sie erzählten, wie ihre Verpflichtung sie ihren Familien entfremdet habe. Ich bewunderte die Tatsache, daß sie bereit waren, ihrer Überzeugung die eigene Sicherheit und etwas von ihrer Bequemlichkeit zu opfern, und stieg mit dem Gefühl aus, daß ich um meiner Selbstachtung willen einen Weg finden müsse, mein Leben so zu gestalten, daß es den Bedürfnissen anderer Menschen entsprach.

Meine neuen kommunistischen Freunde dachten, sie könnten mich gewinnen, und in der folgenden Woche besuchten sie mich jeden Tag. Ich war von ihrem Eifer beeindruckt, zweifelte aber an ihrer Logik. Sie sprachen viel über die Ausbeutung der Arbeiter, zeigten aber ihre Verachtung, wenn Zweifel über Ausbeutung in persönlichen Bereichen aufkamen. Das sei bourgeois; es gäbe da keine Verbindung.

Wirklich keine? Jener Tag in London hatte mich klar erkennen lassen, daß ich eine Antwort auf persönliche wie auf soziale Probleme haben mußte. Das war viel verlangt, aber würde mich etwas Geringeres je zufriedenstellen?

Sechs Monate vorher hatte meine Mutter ein Buch gelesen: „Nur für Sünder“,<sup>2</sup> ein Bericht des Journalisten A. J. Russell, der der Oxford-Gruppe begegnet war. Diese Leute sprachen von sozialer und internationaler Änderung, bauten aber alles auf persönlicher Änderung auf. Sie behaupteten, daß Gott den Charakter ändern und daß er Menschen führen könne, heute genauso wie zur Zeit des Neuen Testaments. Ich hatte dieses Buch auch gelesen, aber solche Ideen als unmöglich zurückgewiesen, im stillen jedoch zur Kenntnis genommen, daß sie zur Tat zwingen würden, sollten sie zufällig doch wahr sein.

Ich wußte etwas über diese Leute. Einige waren in meinem College. Nach meiner Ankunft in Worcester hatte mir ein Schulkollege den Berüchtigsten unter ihnen gezeigt und gesagt:

„Das ist Kit Prescott. Hüte dich vor ihm. Werde du nicht auch fromm!“

„Keine Angst! Nichts ist unwahrscheinlicher als das“, antwortete ich.

Ich hatte Prescott gemieden, konnte aber nicht umhin, von ihm zu hören. Irgendwie sprach man immer von ihm. Man erzählte ungewöhnliche Geschichten darüber, wie er überhaupt nach Oxford gekommen war. Er wurde oft zum besten gehalten. Er war überaus kurzsichtig, und man sagte, er käme nur mit Glauben und Gebet durch den Verkehr von Oxford. Er brauchte wohl beides, wenn er auf seinem Rad im Regen die Beaumont-Street entlangfuhr, mit den Augen zwinkernd, eine Hand an der Lenkstange, in der anderen den offenen Regenschirm.

Manchmal jedoch hörte man auch von widerwilliger Bewunderung. Unser einziges Ruder-As W. H. Migotti war, wie Prescott zugab, in der Schule von ihm tyrannisiert worden. „Seine Änderung ist verblüffend“, sagte Migotti.

In den Tagen nach meiner Fahrt nach London dachte ich oft daran, mit Prescott zu sprechen, und schließlich faßte ich mir ein Herz und tat es. Wir tranken Tee auf seiner Bude. Später erzählte er mir, daß er seit einiger Zeit täglich für mich bete. An jenem Morgen hatte er eine andere Verabredung abgesagt, weil ihm der unwahrscheinliche Gedanke gekommen war, daß er den Nachmittag mit mir verbringen werde.

Um das Eis zu brechen, fragte ich Prescott, wie er ins Worcester-College gekommen sei. Sein Vater, erzählte er, habe ihm vorgeschlagen, wie seine Brüder nach der Schule nach Oxford zu gehen, aber er habe sich statt dessen entschieden, im Ausland Sprachen zu lernen und dann eine vielversprechende Stellung bei Thomas Cook anzunehmen, die ihm ein Freund seines Vaters verschaffen wollte. Im Ausland habe er sich fröhlich dem „süßen Leben“, wie er es nannte, hingegeben und dieses in London fortgesetzt. Und dann hatte er sich „geändert“, ganz unerwartet, durch seine Schwester Dorothy.

Bis dahin schien es die typische Geschichte einer Bekehrung, einschließlich des „süßen Lebens“. Aber was dann kam, war

interessant. Denn als Prescott Gott bat, ihn zu führen, war einer seiner ersten Gedanken, die Stellung bei Cook aufzugeben und in Oxford zu studieren.

„Ich wußte, es würde viele Haken bei der Sache geben“, erzählte er. „Ich war nie ein guter Schüler gewesen, und ich kann mit Sicherheit behaupten, daß ich seither nie ein Buch gelesen und selten einen Brief geschrieben hatte. In den Zeitungen sah ich mir nur die Bilder an. Allein die Aufnahmeprüfung zu bestehen, schien mir unmöglich, von einem Abschlußdiplom gar nicht zu reden.

Und dann das Geld! Ich hatte nichts gespart und wußte, daß bei meinem Vater nichts mehr zu holen war. Woher also sollte das Geld für drei Jahre Oxford kommen?“

Doch der Gedanke war so klar und hartnäckig, daß er beschloß, ihn in die Tat umzusetzen — trotz des Entsetzens seiner Eltern und der Warnungen seines Chefs.

Und dann kamen die „Zufälle“. Ein alter Freund der Familie, der von seiner Veränderung gehört hatte, schrieb, daß er gern mit einem kleinen, aber regelmäßigen Betrag helfen würde. Und am selben Tag, als Prescott sich von seinem Chef verabschiedete, kam ein Brief, der ihm eine gänzlich unerwartete Erbschaft ankündigte.

So gestärkt, traf er eine Verabredung mit dem Leiter vom Worcester-College, „Jackie“ Lyss, einem ganz und gar nicht begeisterungswilligen Mann, dünn wie ein Stock. Prescott sagte ihm, daß er nach Worcester „geführt“ worden sei, um später auf religiösem Gebiet zu arbeiten. Er fühle sich nicht imstande, die Aufnahmeprüfung abzulegen und könne seine Studien und den Lebensunterhalt nur mit Hilfe von „Glauben und Gebet“ bezahlen. Er fügte noch hinzu, daß er gleich beginnen wolle, mitten im Jahr, statt wie üblich neun Monate zu warten.

„Höchst irregulär“, murmelte Lyss vor sich hin, aber schließlich schickte er ihn zur Quaestur. Ein paar Tage später erfuhr Prescott, daß er zu seinen eigenen Bedingungen aufgenommen worden war.

„Bis jetzt konnte ich alle Rechnungen bezahlen, und zwar sobald ich sie erhielt“, fügte er hinzu.

Prescotts Geschichte und die Bescheidenheit, mit der er sie vorbrachte, ermutigten mich, ihm zu sagen, was mir durch den Sinn ging. Ich erzählte ihm von meinen Hoffnungen, meinen Ängsten — und meinen Fehlschlägen. Ich war ehrlicher zu ihm als ich jemals vor einem anderen gewesen war. Was sollte ich tun?

„Gott wird dir die Lösung für deine Probleme geben und die Kraft, anderen Menschen zu helfen —, wenn du den Preis bezahlen willst“, sagte er.

„Woher weißt du das?“ fragte ich.

„Weil es mir so ergangen ist“, erwiderte er. Und er erzählte mir, daß er zu Beginn seines Versuchs mit Gott fünfzig Zigaretten am Tag geraucht hatte. Bald danach kam ihm der Gedanke: Mach Schluß mit dem Rauchen! „Ich versuchte, es einzuschränken. Das mißlang kläglich. Dann versuchte ich es mit Willenskraft. Wieder nichts. Als letztes Mittel blieb mir das inbrünstige Gebet, und gleichzeitig schaffte ich meine Pfeifen, Zigaretten und alle anderen Versuchungen aus dem Haus. Aber noch immer kein Erfolg. Dann sagte mir jemand: ‚Überlasse es Gott!‘ ‚Bitten‘ und ‚Überlassen‘ seien verschiedene Dinge.

Ich begann einzusehen, daß ich trotz allem, was ich mir selbst und anderen eingeredet hatte, im Grunde entschlossen war, weiterzurauchen. So begann ich, um den Willen zu beten, es aufgeben zu können. Dann kam der Punkt, wo ‚Bitten‘ und ‚Überlassen‘ eins wurden. Ich bat wirklich. Und seither habe ich keine Zigarette mehr angerührt.“

Das fand ich interessant, weil es nicht einfach war. Rauchen war zwar nicht mein Problem, aber da waren andere Dinge.

„Wenn du in Ordnung bringst, was du kannst, wird Gott in Ordnung bringen, was du nicht kannst“, sagte Prescott noch.

„Aber ich glaube nicht an Gott“, erwiderte ich.

„Dann kannst du ja einen Versuch machen. Wenn du alles, was du über dich weißt, dem wenigen, was du von Gott verstehst, übergibst, wirst du sehen, daß er das Steuer in die Hand nimmt.“

Ich saß still und ein wenig verwirrt da. Schließlich sagte ich: „Ich fühle mich wie ein Mensch, der nachts im Schwimm-

bad auf einem hohen Sprungbrett steht. Er hört rufen: „Spring nur, es ist prima!“ Aber woher soll ich wissen, ob das Plätschern aus dem Bad oder aus einem Eimer kommt?“

„Du wirst es erst erfahren, wenn du springst“, sagte Prescott.

Also sprang ich. Das Bißchen, das ich von mir wußte, übergab ich dem Fast-Nichts, das ich von Gott wußte. „Wenn du mir sagst, was ich tun soll, werde ich es tun“, sagte ich zu Ihm.

Es fielen mir zwei Dinge ein, die ich eigentlich schon wußte. Ich hatte einem meiner Brüder eine Pfundnote gestohlen und die Privatbriefe eines anderen Bruders gelesen. Vielleicht nur Kleinigkeiten, aber mir waren sie wichtig, denn die gute Meinung meiner Brüder bedeutete mir sehr viel. Auch ist es schwer, mit jemandem einig zu sein, dem man Unrecht getan hat. Als erstes mußte ich also versuchen, diese Dinge in Ordnung zu bringen.

Beim Pfortnerhaus des College traf ich Jackman — aber das habe ich schon berichtet. „Verdammter Narr!“ schrie er mir nach, als ich weiterging, um jene Briefe zu schreiben.

Das brauchte Zeit, und ich war gerade fertig, als ich ein Getrappel hörte. Jackman stürzte mit der ganzen Fußballmannschaft in mein Zimmer, um mich von meinem selbstmörderischen Weg abzubringen. Damit war die Sache entschieden. Mein Entschluß war nicht sehr fest gewesen, aber von solchen Grobianen würde ich mich nicht davon abhalten lassen.

Gerade damals hatte ich mir das Knie verstaucht und mußte viel im Zimmer bleiben. In jenen trüben Novembertagen wurde ich von Zweifeln bestürmt. Mein Glaube war noch lange nicht beständig. Das kam langsam. Aber ich fing an, gewisse Unterschiede zu bemerken. Ich konnte arbeiten, ohne in Träumerei zu verfallen. Gewohnheiten, die ich nicht hatte loswerden können, fielen von mir ab. Vor allem fand ich, daß ich mich nun für Menschen interessierte — und nicht nur für das, was sie von mir dachten.

Die größte Hilfe war das „zweigleisige Gebet“, das mir Prescott gezeigt hatte. „Oft behandeln wir Gott wie einen Metzger“, sagte er. „Wir rufen an und bestellen ein Pfund

Rindfleisch, für spätestens 11 Uhr, und bitte: ein zartes Stück! Dann legen wir auf, bevor eine Rückantwort erfolgen kann. Aber Gott könnte uns ja auch etwas zu sagen haben.“

Als Teresia von Avila in der Stille auf Gott hörte, wurde ihr gesagt: „Es gibt viele Herzen, zu denen Ich gern sprechen möchte, aber die Welt macht soviel Lärm in ihnen, daß Meine Stimme nicht gehört werden kann.“

Prescott sagte noch, die beste Zeit zur Stille sei der frühe Morgen vor den täglichen Aufgaben, und daß es gut sei, jeden Gedanken aufzuschreiben. Später entdeckte ich, daß Franz von Sales und Augustinus diese Vorschläge schon lange vor ihm gemacht hatten. „Täglich eine halbe Stunde auf Gott zu horchen ist wichtig, außer wenn man sehr viel zu tun hat“, schrieb Franz von Sales, „dann ist eine ganze Stunde notwendig.“<sup>3</sup>

Augustinus sagt zu Beginn seiner „Selbstgespräche“:

„Wie ich mich lange Zeit mit den verschiedensten Gedanken trug und viele Tage ernsthaft mich selber suchte und was für mich ein Gutes sei oder ein Übel, das es zu meiden gilt, da sagte plötzlich zu mir — vielleicht ich selber, vielleicht ein Zweiter, in mir oder außer mir (ich weiß es nicht, und doch möchte ich gerade dies so gerne wissen . . .) — nun, da sagte zu mir die *Vernunft*: Merk auf! Nimm an, du hättest eine Entdeckung gemacht: wem willst du sie anvertrauen, um zu anderem weiterschreiten zu können? — *Augustinus*: Dem Gedächtnis doch am besten. — *Vernunft*: Ist dieses so gut, daß es alle deine Funde getreulich aufbewahren kann? — *Augustinus*: Das wird schwer sein, oder vielmehr ganz unmöglich. — *Vernunft*: Drum muß man schreiben.“<sup>4</sup>

War dies ein Aussetzen der Vernunft, Hirnlosigkeit? „Nein“, sagte Prescott. Es stimme wohl, daß manchmal — und zu manchen Menschen sehr oft — ein plötzliches Signal kommt, eine Inspiration, wie sie Künstler oder Wissenschaftler haben können<sup>5</sup>, etwas „Übervernünftiges“. Aber seine tägliche Übung bestehe eher darin, daß er alle ihm bekannten Tatsachen über eine Situation überprüfe und dann seine Schlüsse Gott unterbreite. Mehr Denken, nicht weniger, sei nötig, aber objektives Denken. Das normale Denken nimmt seinen Ausgang von ichbetonten Standpunkten. Wenn man

sein Leben Gott übergibt und ihm die Gedanken unterbreitet, ist die Wahrscheinlichkeit größer, daß sie weniger egozentrisch und selbstbezogen sind.

Als weitere Absicherung gegen Selbsttäuschung — denn es ist eine Täuschung, wenn man die eigenen Gedanken für die Gedanken Gottes hält — schlug Prescott vor, jeden Gedanken an den Maßstäben der absoluten Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe zu messen.<sup>6</sup> Im Zweifelsfall solle man sich mit anderen beraten, denen man vertraut und die mehr Erfahrung haben in der Erkenntnis von Gottes Willen.

Ich begann mit diesem Versuch, und einer meiner ersten Gedanken betraf einen Kollegen, dem ich übel mitgespielt hatte. Er war an einem Gymnasium auf dem Lande gewesen und sprach kein reines Englisch. Die „Gebildeteren“ im College machten sich über ihn lustig. Vor anderen hatte ich solche Vorurteile mit Verachtung gestraft, aber hinter seinem Rücken hatte ich nichts dagegen, mich am Spott zu beteiligen.

Dieser Mann hatte manchmal für das College Rugby gespielt, aber ohne große Begeisterung. Zu Beginn dieses Trimesters hatte ich als Sekretär des Rugby-Clubs eine Mitteilung am Anschlagbrett befestigt mit der Aufforderung an alle Neuankömmlinge, ihre Namen und spielerische Qualifikation anzugeben. Mit verstellter Handschrift hatte ich zuoberst seinen Namen und die Worte „Erste Mannschaft an der Schule“ aufgeschrieben. Das College fand dies belustigend, ihn mußte es kränken.

Einige Tage nach meiner Unterredung mit Prescott dachte ich daran — und daß ich versuchen müßte, das in Ordnung zu bringen. Er hatte keine Ahnung, wer hinter der Sache steckte, und als ich ihn um Verzeihung bat, war er wütend. „Geh zum Teufel!“ sagte er.

Dieses Experiment war also anscheinend mißglückt. Ein paar Tage später kam mir beständig der Gedanke, ich sollte ihn für den Abend zum Kaffee einladen. Zornig lehnte er ab.

„Du hast ganz recht, wenn du so empfindest“, erwiderte ich. „Ich wollte nur, daß du weißt, daß meine Entschuldigung Teil eines Experiments ist, das ich unternehme, ein Versuch, richtig zu leben. Ich glaube, es funktioniert bereits!“

Er blieb stehen und sah mich einen Augenblick an. Dann fragte er, ob wir zusammen spazieren gehen könnten. Fast zwanzigmal umkreisten wir das Gebäude. Dabei erzählte er, wie einsam und verzweifelt ihn solche Leute wie ich gemacht hatten. „Ich bin nervös geworden. Ich kann nicht mehr richtig arbeiten. Ich habe das Gefühl, ich müsse irgendwie ausbrechen.“ Er schien in der Stimmung, etwas Verzweifeltes zu tun.

An diesem Abend beschloß er, denselben Versuch mit Gott wie ich zu wagen. Jedem fiel seine Änderung auf. Im nächsten Trimester bekam er für seine erste Prüfung die beste Note, und beim Abschlußexamen ging es ihm ebenso.

Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich jemandem wirklich geholfen.

## Huxley und andere

Indessen studierte Margot Appleyard, die vierzehn Jahre später meine Frau wurde, Botanik am Somerville-College. Wir kannten einander nicht, aber auch sie machte im selben Monat ihre ersten Glaubensschritte.

Ihre Familie lebte seit zweihundert Jahren in Yorkshire. Ihr Großvater war Steinmetz und Maurerpolier in Leeds gewesen, der meine Bergmann in einer Zinngrube. Margots Vater war das einzige Kind, und die Familie investierte alles in seine Ausbildung. Als erster Student schrieb er sich an der neuen Universität von Leeds ein. Später gehörte er deren Verwaltungsrat an. Am Ende des Ersten Weltkriegs trat Margots Vater aus dem Staatsdienst aus, weil sein neuer Vorgesetzter eine Frau sein sollte. Als er sich nach einem zukunftssträchtigen Unternehmen umsah, verfiel er auf den Autohandel. Ob er Glück oder eine gute Urteilskraft hatte — jedenfalls machte er blendende Geschäfte.

Er war energisch und geschickt. Als ein Brand sein Geschäft zerstörte, eröffnete er es noch am selben Nachmittag an anderer Stelle.

Das Geschäft gedieh, und die Familie zog in ein Herrenhaus nach Linton-on-Wharfe. Als sie dem dortigen Tennisclub beitreten wollten, wurde gegen ihre Aufnahme gestimmt, weil der Vater Geschäftsmann war.

Margot war die Älteste von vier Kindern. In der Familie ging man besonders herzlich miteinander um. Jedes Wochenende wurde eine Wanderung unternommen, und die Kinder kannten das Nest jedes Wasservogels am Fluß. Margots Bruder Ian beschäftigt sich noch heute damit. Jeden Winter fuhr man zum Skilaufen in die Schweiz. Wenn die beiden Jungen die steilen Hänge hinunterrasten, folgte ihnen ihre Schwester Jenny mit geschlossenen Augen, während Margot und ihre Eltern in vorsichtigen Kurven bergab rutschten. Margots Mut ist anders geartet. Schließlich hat sie mich geheiratet.

Margots Vater hegte ehrgeizige Pläne für seine Älteste. Wenn er sie nach Leeds zur Schule brachte, übte er mit ihr das große Einmaleins. Während sie auf ihre Aufnahme in Oxford wartete, ging sie an die Universität in Leeds, was damals für Mädchen gar nicht einfach war. Der Vater hatte übrigens mit vorausblickender Strategie geplant. Es war eher möglich, zum Studium der Botanik zugelassen zu werden als in anderen Fächern, weil es dort nur achtzehn Studenten gab. Der Plan gelang, und Margot hatte nur wenige, aber hochbegabte Kollegen, von denen die meisten heute einen Lehrstuhl an irgendeiner Universität innehaben.

Als Margot schließlich nach Somerville kam, war sie Agnostikerin. Da sie keine persönliche Gotteserfahrung besaß, war sie dem Einfluß der damaligen wissenschaftlichen „Gewißheiten“ ausgesetzt. Auf der anderen Seite war ihr Vater Laienprediger bei den Methodisten, und Margot liebte und achtete ihn.

„Ich habe niemals revolziert. Aber Gott war für mich unwirklich. Ich blickte mich in der Gemeinde um und dachte: Diese Leute glauben an Gott, und ich weiß nicht, was ich glauben soll, aber glücklicher als ich sehen sie auch nicht aus.“

Sie las Julian Huxley und J. B. S. Haldane mit ihrer dogmatischen Behauptung, daß man alles mit Hilfe der Chemie und der Physik erklären könne. In dem Jahr, als Margot in Leeds studierte, hielt Huxley Vorlesungen an dieser Universität. Sein glänzender Verstand und seine Persönlichkeit setzten den Schlußpunkt.

„Haldane und er waren eindeutig bessere Naturwissenschaftler, als ich es je sein würde. Wenn sie sagten, es gebe keinen Gott, so mußte mir das genügen. Ich ging noch weiter zur Kirche, um meine Eltern nicht zu kränken. Ich dachte nur, daß es ihr Glück war, so wenig von den Naturwissenschaften zu verstehen.“

Eines Sonntags im September gingen die Appleyards in die Kirche, in der Dr. Leslie Weatherhead predigte. Da er eine sympathische Persönlichkeit und einer der großen populären Prediger war, strömten die Menschen in Mengen herbei. Die Gemeinde war erstaunt, als er statt seiner sonstigen blendenden Ausführungen einfach sagte, daß er bisher zwar

viele Menschen angezogen, aber nur wenige geändert habe. Ein Buch, das er gelesen hatte, habe ihm die Augen geöffnet. Es hieß: „Nur für Sünder.“

Als Margot wieder in Oxford war, entdeckte sie, daß eine Freundin ein Exemplar dieses Buches besaß, und sie lieh es sich aus. Es interessierte sie so sehr, daß sie die Freundin bat, sie zu einem Meeting mitzunehmen.

„Es waren ungefähr fünfzehn Mädchen dort. Sie sprachen ganz natürlich über praktische Dinge, die sie erlebt hatten. Dreierlei fiel mir besonders auf: Eine sagte, daß sie aufgehört habe, mit ihrer Schwester zu streiten — und ich hatte vor ein paar Wochen eine Haarbürste an Jennys Arm zerbrochen. Eine zweite konnte jetzt morgens rechtzeitig aufstehen — und ich war immer die letzte beim Frühstück. Eine dritte sagte, sie habe ihre Schüchternheit verloren — und ich war durch meine Befangenheit oft wie gelähmt.

Wie sie so redeten, dachte ich blitzartig, ich könnte ja einmal ein Experiment machen: Ich will alles tun, was diese Leute vorschlagen, und wenn es Gott wirklich gibt, wäre da eine Möglichkeit, ihn zu finden. Wenn nicht, würde ich nichts verlieren.

An jenem Abend — es war der 29. November 1932 — ging ich in meiner Studentenbude auf die Knie und übergab Gott mein Leben. Es war das erste Mal, daß ich auf den Knien betete, seit ich vor acht Jahren ins Internat gekommen war.“

Der nächste Morgen war naß und kalt, und Margot fragte sich, warum sie wohl so verrückt gewesen war, sich auf dieses Experiment einzulassen. Aber als Naturwissenschaftlerin wußte sie, daß ein Experiment nur funktionieren kann, wenn man die bei früheren Experimenten erarbeiteten Bedingungen erfüllt. So riß sie sich zusammen und las die Bergpredigt, wie jemand vorgeschlagen hatte, und dann versuchte sie zum erstenmal, auf Gott zu hören.

Es fiel ihr eine ganze Anzahl von Dingen ein, die sie aus ihrem Leben streichen mußte, und anderes, das nun in ihr Leben kommen mußte — wenn Gott herrschen sollte.

„Erstaunlicherweise fand ich an jenem Tag, daß ich plötzlich viel von meiner Befangenheit verloren hatte. Ich mußte ins Sekretariat gehen, etwas, das ich höchst ungern tat. Je-

mand bot sich an, für mich zu gehen, aber ich dachte: „Wenn das, was ich gestern abend getan habe, Wirklichkeit ist, sollte mir das nichts ausmachen.“ So ging ich hin und war frei. Ich ging wie auf Wolken.

Eine noch schlimmere Heimsuchung für mich war, meinem allgewaltigen Studienleiter den wöchentlichen Aufsatz vorzulesen. Aber auch da war ich irgendwie freigeworden.“

Margot hatte viele Freundinnen im College. Wenn sie bedrückt oder gelangweilt waren, sagten sie: „Gehen wir zu Margot, sie hat genug Kissen und auch gute Zigaretten, und sie redet nie über etwas Ernsthaftes.“

Am selben Abend sagte eine zu ihr: „Was ist mit dir los? Dein Gesicht ist anders!“

Margot erzählte ihr, daß sie ihr Leben Gott übergeben habe.

„Glaubst du, Er wird auch etwas für mich tun?“ fragte die Freundin. „Ich mache mir solche Sorgen um meine Familie. Vater hat meinen Bruder aus dem Haus gejagt.“

„Übergib Gott dein Leben und warte ab, was geschieht“, antwortete Margot. Und sie tat es wirklich. Zwei Wochen später begannen die Ferien, und als sie im nächsten Trimester zurückkam, erzählte sie, daß die Situation daheim anders geworden war.

Aber noch vorher hatte sie eine zweite Freundin zu Margot gebracht, ein hochbegabtes Mädchen, das unter schrecklicher Prüfungsangst litt. Schon jetzt zitterte sie vor ihrem Abschlußexamen, das erst im Sommer stattfinden sollte. Auch sie wagte einen Versuch mit dem Glauben und verlor ihre Angst. Sie machte ein erstklassiges Examen und bekam eine Anstellung an der Universität.

Am nächsten Tag kam eine dritte Freundin, die in ihrer Kirche sehr aktiv mitarbeitete. Sie war mit Margot zur Schule gegangen.

„Was stimmt nicht mit meinem Christentum?“ fragte sie. „Ich kenne dich seit acht Jahren und habe dir nie helfen können. Jetzt triffst du diese Leute von der Oxford-Gruppe und bist nach einer Woche so anders, daß das ganze College davon spricht.“

Auch sie machte einen neuen Anfang, und Margot war sich dessen bewußt, daß eine Kraft am Werk war, die nicht aus ihr selbst kam.

„Von Zeit zu Zeit kamen Zweifel“, fügte Margot noch hinzu. „Du täuschst dich selbst, dachte ich manchmal. Du folgst deinen eigenen Ideen. Und ich war versucht, mich in eine lange intellektuelle Diskussion mit mir selbst einzulassen. Da stieß ich auf die Geschichte des besessenen Knaben, der von Jesus geheilt wurde, und wie sein Vater sagte: ‚Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!‘ Ich beschloß, dasselbe zu sagen, sobald ein Zweifel aufkommen wollte, und abzuwarten, was dann geschah.“

So machte ich es: daheim in den Ferien und während des nächsten Trimesters. Auf dem Fahrrad, beim Aufstehen, immer wenn ich zweifeln wollte. Nach sechs Monaten wurde mir eines Tages klar, daß ich schon einen Monat lang nicht gezweifelt hatte. Jetzt war ich sicher, daß Gott existiert.“

Inzwischen hatte Margot ihren Eltern von ihrem Entschluß berichtet. Sie waren hochofret. Aber als Margot ihnen am Ende jenes Jahres mitteilte, daß sie ihre ganze Zeit einsetzen wolle, um mit der Oxford-Gruppe zu arbeiten, waren sie weniger begeistert. Ursprünglich hatte Margot vorgehabt, in Oxford zu bleiben und Erkrankungen von Pflanzen wissenschaftlich zu untersuchen. Nachdem sie aber das Leben dort gründlich kennengelernt hatte, war sie zu dem Entschluß gekommen, in das Geschäft ihres Vaters einzutreten. Immer das neuste Sportauto zu haben und die dazu passenden Kleider, waren verlockende Aussichten. Nun war ihr Vater zutiefst enttäuscht über ihre neuen Pläne. Aber vor allem suchte er herauszufinden, ob sie ihrer Berufung sicher sei und es später nicht bedauern würde.

„Also gut“, sagte er, „du kannst sechs Monate mit ihnen arbeiten. Dann mußt du mir sechs Monate geben.“

Nachdem Margot sechs Monate in London gearbeitet hatte, machte sie mit ihren Eltern eine Kreuzfahrt über Westindien durch den Panamakanal nach Honolulu und San Francisco. Nach ihrer Rückkehr nach Europa ging die Familie Appleyard wiederum auf die Reise, und zwar per Auto und Schiff über Italien nach Ägypten und Palästina.

Während der Rückreise über das Mittelmeer sagte Margot ihrem Vater, daß sie nun tiefer als jemals überzeugt sei, mit der Gruppe arbeiten zu müssen. Das war hart für ihn, aber er war nun beruhigt, daß sie wußte, was sie wollte.

Im folgenden Jahr begann auch ich damit, meine ganze Zeit mit der Oxford-Gruppe einzusetzen — und zwar in Nordirland, und dort lernte ich Margot kennen. Bald verliebten wir uns ineinander, aber erst nach dem Krieg heirateten wir.

Doch das ist eine andere Geschichte, und nun müssen wir zurück zu meinem Leben in Oxford und zu den ersten Monaten nach meinem Experiment.

## Oxford mit Worcestersauce

Im Frühling 1933 gehörten Margot und ich zu der wachsenden Oxford-Gruppe in Oxford. Jeden Mittag um halb eins trafen sich achtzig bis hundert Studenten und ein paar Professoren für eine Dreiviertelstunde in der Alten Bibliothek.

Die Oxford-Gruppe wollte keine neue Kirche oder Religionsgemeinschaft sein. Eine Anzahl Menschen hatte sich zusammengefunden, um zu versuchen, das Christentum ohne Kompromisse zu leben. Es war weniger eine Bewegung als ein Ansporn, Menschen in Bewegung zu setzen.

Der Begründer, Frank Buchman, den ich damals noch nicht kannte, nannte es „ein Lebensprogramm, das zu persönlicher, sozialer, nationaler und internationaler Änderung führt“.

„Eine dynamische Erfahrung von Gottes freiem Geist ist die Antwort auf regionale Gegensätze, wirtschaftliche Depressionen, Rassenkonflikte und internationale Spannungen“<sup>1</sup>, erklärte er im Januar 1932 in Genf. Es war das Ziel unserer mittäglichen Zusammenkünfte, das Experiment des Glaubens tiefer in das eigene Leben hinein- und in die Welt hinauszutragen.

All das machte das Leben spannender, aber ich befaßte mich damals mehr mit den ersten Schritten meines eigenen Experimentes. Es war eine sehr große Hilfe, so viele neue und erfahrenere Freunde zu haben.

In diesem Stadium hatte ich noch keine persönliche Beziehung zu Christus. Es gab viele christliche Lehrmeinungen, an die ich nicht glaubte, und einige, die ich gänzlich in Abrede stellte.

Meine frühere Freundin, die eine aufrichtige und überzeugte Protestantin war, hatte zu mir vom „Blut“ gesprochen und vom Sühnopfer. Das zündete in mir kein Licht an, aber mir wurde heiß, ja sogar übel. Als Folge von Gesprächen, die ich

mit Christen geführt hatte, verschanzte ich mich in meinen Zweifeln, vielleicht, weil ich zu stolz war zuzugeben, daß meine Argumente falsch sein könnten.

Als Kit Prescott meine mißliche Lage erkannte, schlug er vor, ich solle intellektuelle Diskussionen beiseite lassen und eine persönliche Beziehung zu Christus suchen.

„Hänge die Lehren, die du nicht verstehst, an den Nagel wie ein Kleidungsstück — und laß sie hängen, bis du ein wenig Erfahrung hast“, sagte er. Wenn ich sie später wieder aufgriffe, meinte er, könnte ich eine neue Perspektive haben. Jesus hat gesagt: „So jemand will des Willen tun, der wird innerwerden, ob diese Lehre von Gott sei“ und: „Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten . . .“

Das Wichtige war jetzt, weiter praktische Erfahrungen zu machen. Barbara Ward schreibt in ihrem Versuch, Wissenschaft und Religion zu vergleichen, daß das Ergebnis des Glaubensexperimentes „wissenschaftlich sicher“ ist, wenn es „unter klinisch reinen Bedingungen ausgeführt wird, wie es im Leben der besten und reinsten Menschen gewesen ist.“<sup>2</sup>

Selbstverständlich war und bin ich weit entfernt von dieser Kategorie — und kein Mensch kann aus sich selbst heraus rein werden. „Klinisch reine Bedingungen“ zu schaffen, scheint eine hoffnungslose Aufgabe. Aber um reinere — wenn auch nicht reine — Umstände zu schaffen, schien es mir naheliegend, die Dinge in meinem Leben in Ordnung zu bringen, von denen mir klar war, daß sie dem Willen Gottes nicht entsprachen, und richtigzustellen, was möglich war. Aber würde das helfen, eine Beziehung zu Christus herzustellen? War diese nicht eher eine Sache des Gefühls? „Nein, des Gehorsams“, sagten meine neuen Freunde. „Wer mich liebt“, hat Jesus gesagt, „der wird mein Wort halten; und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen.“

Ich hatte begonnen, einige naheliegende Dinge in Ordnung zu bringen, wo das mit einem Schlag geschehen konnte: Geld zurückzahlen, mich entschuldigen — aber die tief eingewurzelte Habgier, den Stolz oder die Ichsucht zu erkennen und alldem den Rücken zu kehren, war etwas anderes. Und da

fand ich die Maßstäbe der absoluten Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe — gewissermaßen eine Zusammenfassung der Bergpredigt — eine große Hilfe.

Man gab mir keine Liste von „Du sollst“ und „Du sollst nicht“. Aber die Maßstäbe waren ein Orientierungspunkt, nach dem ich mich richten konnte wie ein Seefahrer nach dem Polarstern. Ein absoluter Maßstab kann niemals erreicht werden, genausowenig wie der Polarstern. In demselben Maße, wie man vorwärts kommt, weicht er zurück; er winkt mir zu — mit einer neuen Herausforderung.

Das wenige, was ich von mir selbst wußte, hatte ich dem Fast-Nichts, das ich von Gott wußte, übergeben. Von da an wuchs das Wissen um beides. Ein wenig mehr von Gott zu wissen, bringt es mit sich, daß das Scheinwerferlicht auf uns selbst fällt. Sich selbst besser zu erkennen, zwingt uns, Gott um Vergebung zu bitten. Christus wird Wirklichkeit, wenn man die eigene Not zugibt.

Meine erste Hingabe war ein Sprung ins Dunkle gewesen, ein Experiment. Als der Beweis kam, daß das Experiment gelang, wurden neue Experimente notwendig. Eine unrechte Beziehung in Ordnung zu bringen, mag hingehen; aber es war etwas ganz anderes, die Sexualität unter Gottes Kontrolle zu stellen und zu vertrauen, daß Gott eine tiefere Befriedigung bieten kann. Es war etwas anderes, die absolute Reinheit zum Ziel zu haben und nicht das, was ich mir gerade noch erlauben konnte. Genauso war es mit der Karriere: War ich bereit, Ehrgeiz und Bequemlichkeit als die entscheidenden Triebkräfte in meinem Leben fahrenzulassen?

Auch der Entscheidung zwischen Christus und der Familie mußte ich mich stellen. Unser Familienleben ist immer glücklich gewesen, und ich verdanke meinen Brüdern, die mir gute Kameraden gewesen sind, sehr viel. Ich bin fünf Jahre jünger als der Jüngste von ihnen und muß ihnen oft lästig gewesen sein. Trotzdem spielten sie mit mir, nahmen mich auf Ausflüge mit und behandelten mich als gleichwertig; sie gaben mir die Bücher, die sie lasen, und schlossen mich in alle ihre Unternehmungen ein.

Eines Morgens las ich die strengen Worte Christi: „Der Vater wird gegen den Sohn stehen und der Sohn gegen den

Vater, die Tochter gegen die Mutter . . . , wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert.“

Ich arbeitete gerade in der rechtswissenschaftlichen Bibliothek, aber zwischen den Rechtsquellen dröhnten diese Worte in mir. Sollte das bedeuten, daß meine wertvollsten Beziehungen, die zu meiner Mutter und meinen Brüdern, gänzlich neu werden mußten? Ja, daß wir sogar Feinde werden könnten?

Es war klar, daß ich dazu bereit sein mußte. Das war eine niederschmetternde Erkenntnis. Ich konnte nicht weiterarbeiten, bis ich quer über den Platz in die St. Mary's-Kirche gegangen war, um auch diesen meinen teuersten Besitz Gott zu übergeben.

In den nächsten Ferien gab es tatsächlich Zusammenstöße. Manchmal allerdings nur, weil ich mich frech und dumm benahm. Aber es kam auch vor, daß meine neuen Verpflichtungen vor Familienunternehmungen den Vorrang einnahmen. Ferien mit der Familie mußten zurückgestellt werden, weil es in Ost-London Arbeit gab. Unsere Zuneigung zueinander war nie getrübt, aber es wird schwierig, wenn eine neue Größe in eine bestehende Ordnung einbricht. Damals war es schmerzhaft für die andern und für mich, aber später hat meine Mutter oft gesagt, wie froh sie war, daß ich durchhielt.

Indessen ging es in Worcester lebhaft zu. In unserem College wurde viel getrunken; meist nach dem Abendessen in der Kantine. Eines Abends waren auch Kit und ich dort, und jeder von uns bestellte einen Schoppen Milch in einem silbernen Deckelkrug. Die Milch kam in Gläsern. Wir protestierten. Warum mußten wir uns mit billigen Gläsern zufriedenen geben, während die andern aus Silber trinken durften? „Diskriminierung gegen Milchtrinker!“ reklamierten wir.

Wieso diese fröhliche Äußerung, die nichts mit Abneigung gegen Alkohol zu tun hatte, solches Aufsehen erregte, weiß ich bis heute nicht. Aber nachher fragten die Leute, was mit mir los sei. Der eine oder andere, von dem ich es am wenigsten erwartet hatte, begann das Experiment mit Gott. Schließlich wurden es immer mehr. Nach einiger Zeit begannen die

Sportler des College zu wetten, wer sich wohl als nächster „ändern“ werde.

Wir wurden viel geneckt, blieben aber nichts schuldig. Eines Tages im Jahre 1933, kurz vor dem Bootsrennen, erspähten Kit und ich ein Plakat der Zeitung *Oxford Mail*: „Ruderschlag von Oxford geändert!“ Das Wort „geändert“ bedeutete in Worcester nur eines, und wir dachten: Diese Nachricht muß unseren Ruderern ohne Verzögerung mitgeteilt werden. Wir erwarben mehrere Exemplare dieses Plakates und kehrten rechtzeitig ins College zurück, um sie an die Türen der wichtigsten Ruderer anzuschlagen, so daß sie sie sehen mußten, wenn sie vom Mittagessen kamen.

Am nächsten Tag hieß es auf dem Plakat der *Oxford Mail*: „Eine weitere Änderung in der Mannschaft.“ Wir machten es wie tags zuvor.

Man kann nicht behaupten, daß sich viele Ruderer sofort geändert haben, aber man blieb in Schwung.

Kurz bevor Kit uns verließ, nahm ihn der Leiter des College beiseite und sagte: „Sie haben die Atmosphäre des College verändert, und zwar zum Besseren; das wollte ich Ihnen sagen.“

Inzwischen hatte der Gedanke, daß Gott einen Plan für die Welt haben könnte, in mir eine Hoffnung entzündet, die mindestens so hell leuchtete wie das, was D. Lewis durch den Kommunismus erlebt hatte. Es fiel mir schwer zu glauben, daß diese ungeheure Idee logischerweise mit etwas so Unbedeutendem wie mir und meinen Angelegenheiten zu tun haben könnte.

Der Mann, der mir da half, war B. H. Streeter, der Vorsteher des Queen's College. Er war nicht nur ein führender Theologe, sondern auch der Verfasser von philosophischen, historischen, psychologischen Schriften und solchen der vergleichenden Religionswissenschaften, der Ethik und Mystik. Sein Verstand war von jener unruhigen, suchenden Art, die uns Studenten besonders ansprach. „Niemals kann ich etwas glauben, bloß weil ich es glauben möchte, und wenn ich es auch noch so sehr wünschte“, sagte er oft; und über eines seiner Bücher: „Ich weiß nur, daß es mir Freude machte, es zu schreiben — die Aufregung bei neuen Entdeckungen,

das Weiterführen eines bis dahin unbemerkten Fingerzeiges . . .“<sup>3</sup>

Er war ein Original mit seinen riesig großen Füßen, dem zweigeteilten Bart, den funkelnden Augen und dem halben Lachen, das gleichzeitig ein Naserümpfen war, mit dem er sich seines eigenen Nimbus beraubte und jede Wichtigtuerei bei anderen entlarvte.

Eines Tages traf ich ihn zufällig auf einem Hügel in der Nähe von Hereford. Was er mir sagte, könnte man, um es kurz zu machen, in den Worten zusammenfassen, die er später in „The God Who Speaks“ (Wie Gott spricht) schrieb: „Die Existenz Gottes zu bejahen ist nichts anderes, als daß wir glauben, das Universum sei nicht das Produkt eines blinden Zufalls, sondern werde durch ein Ziel bestimmt . . . Es ist eine *contradictio in adiecto* zu sagen, daß Gott existiert, aber keinen Plan hat. Und wenn man sagt, sein Plan könne sich nur mit den groben Umrissen und nicht auch mit den Details befassen, so heißt das, seine Intelligenz am Maßstab unserer eigenen Intelligenz zu messen. Wenn es einen Gott gibt, so liegt es in seiner Natur, daß er sich vom Menschen gerade darin unterscheidet, daß er seine Aufmerksamkeit allen überall, immer und gleichzeitig schenken kann.“<sup>4</sup>

Diese Beweisführung entsprach meiner eigenen jungen Erfahrung, und als ich nun das Neue Testament zum erstenmal ernsthaft zu lesen begann, wurde mir klar, daß Jesus selbst es auch so ansah: „Sogar die Haare auf eurem Haupt sind gezählt . . . Kein Sperling fällt vom Dach ohne euren Vater.“ Die Männer in der Apostelgeschichte glaubten nicht nur, daß Gott einen Plan hatte, sondern daß sie ihren eigenen Anteil davon erkennen könnten.

Philippus wurde befohlen, zu einer bestimmten Straße zu gehen, dort zu warten und schließlich auf das Trittbrett des Wagens zu steigen, in dem der äthiopische Finanzminister saß. Petrus wurde gesagt, er solle einen römischen Soldaten in das Haus eines Offiziers der Besatzungsmacht begleiten, was wider alle Sitte war. Ananias aus Damaskus bekam den Auftrag, Saulus zu helfen, der ihn verhaften wollte; Saulus wurde gesagt, wohin und wann er reisen sollte.

Allein in der Apostelgeschichte fand ich einundfünfzig Hin-

weise darauf, daß Gott führt. Die meisten davon sind detaillierte Anweisungen, und wenn die Menschen das gefährvolle Experiment des Gehorsams wagten, kam es zu weitreichenden Veränderungen von Menschen und Verhältnissen.

Auch in der Geschichte stieß ich auf Männer, die glaubten, daß Gott sie führte. William Wilberforce schrieb in sein Tagebuch, das er jeden Morgen führte: „Der allmächtige Gott hat mir zwei große Ziele gesetzt: Die Abschaffung des Sklavenhandels und die Besserung der Sitten.“ Es war ein Kampf, aber er erreichte zu seinen Lebzeiten das erste Ziel und ein gut Teil vom zweiten.<sup>5</sup> Abraham Lincoln schrieb: „Ich habe so viele klare Beweise von Gottes Führung, daß ich an der Kraft, die von oben kommt, nicht zweifeln kann. Ich bin sicher, daß der Allmächtige einen Weg findet, mich wissen zu lassen, ob ich eine bestimmte Sache tun oder unterlassen soll.“<sup>6</sup>

Streeter erklärte mir auch, daß Gottes Plan nicht starr ist, sondern eher wie ein Generalstabsplan: beweglich genug, um neue Umstände zu berücksichtigen, wenn der Kampf beginnt. Wie oft wir auch diesen Plan durch Gleichgültigkeit, Eigensinn und Torheit vereiteln mögen, er ist immer noch da, um in der Situation, in der wir — und die ganze Menschheit — uns befinden, jeden Augenblick angewendet zu werden.<sup>7</sup>

## Glaube an Gott - wozu?

Welche Bedeutung haben diese Experimente heute? Braucht eine Zeit, in der die Menschen sich selbst bestimmen, noch einen Glauben? Ist dieses Experiment noch der Mühe wert?

In seinem in den dreißiger Jahren vielgelesenen Essay „Gesucht: Ein neues Vergnügen“ schrieb Aldous Huxley, daß die Welt eine neue Droge brauche. „Wenn wir etwas schnupfen oder schlucken könnten“, folgerte er, „das die Einsamkeit abschafft, uns mit unseren Mitmenschen versöhnt und mit glühender Zuneigung für sie erfüllt, etwas, das das Leben in jeder Beziehung nicht nur lebenswert, sondern herrlich und sinnvoll macht, und wenn diese himmlische, die Welt verwandelnde Droge so beschaffen wäre, daß man am nächsten Morgen mit klarem Kopf und ohne gesundheitliche Schäden aufwacht, dann wären, so scheint es, alle unsere Probleme ganz und gar gelöst, und wir hätten das Paradies auf Erden.“<sup>1</sup>

Einmal sprach ich mit Huxley darüber, und er war darin mit mir einig, daß manche Menschen dieses Etwas haben und daß es Glaube heißt. Er zog es aber vor, seine Suche mittels Drogen fortzusetzen, und zwar — wenn wir seiner Witwe glauben sollen — zu seiner persönlichen Befriedigung, aber mit dem Ergebnis, daß viele junge Leute eine Reise unternahmen, die ganz und gar nicht im Paradies endete.

Mit der Bedrohung der totalen Selbstzerstörung der Menschheit konfrontiert, lechzte in den siebziger Jahren ein anderer geistvoller Humanist nach einer ähnlichen Wunderdroge: Arthur Koestler stellte dem explosiven Wachstum menschlichen Wissens den Stillstand, ja die Entartung der moralischen Fähigkeiten gegenüber. Während das erstere wie ein Düsenflugzeug in die Höhe steigt, „zeigt die ‚ethische Kurve‘ eine entscheidende Abwärtstendenz, gekennzeichnet durch zwei Weltkriege, durch Massenmorde mehrerer Diktatoren und durch eine neue Synthese des Terrors und der Indoktrination, die ganze Kontinente physisch und geistig zu versklaven vermag.“<sup>2</sup>

Koestler kommt zu dem Schluß, daß die Veranlagung des Menschen einen Mangel aufweist, der ihn zur Selbstzerstörung prädisponiert. Er hebt hervor, daß eine geistige Wiedergeburt diesen Mangel beheben könnte, aber da er an der Möglichkeit einer solchen Wiedergeburt zweifelt, sucht er eine neue Droge, die das menschliche Gehirn lenkt und „Gefühl und Verstand in Einklang bringt“. Er gibt zu, daß er fürchtet, die Menschen könnten Abscheu vor der Idee haben, daß unser Heil „von der Molekularchemie anstatt von einer geistigen Wiedergeburt abhängen solle“ — begründete Abscheu, wenn man an die Techniken mancher Diktaturen denkt. Ist es nicht realistischer, für die notwendige geistige Revolution in uns allen zu wirken?

Dr. Leach drückt es allgemeiner aus: Die Naturwissenschaft, sagt er, bietet uns die totale Herrschaft über unsere Umwelt. Menschen sind wie Götter geworden und sollten sich wie solche benehmen. Aber er fügt hinzu: „Wenn wir nicht der nächsten Generation beibringen können, daß sie es sich nur leisten können, Atheisten zu sein, wenn sie die moralische Verantwortung Gottes auf sich nehmen, sind die Zukunftsaussichten der Menschheit düster.“<sup>3</sup>

Stimmt! Und wie will Dr. Leach seine Menschengötter ebenso gut wie mächtig machen, wenn er Gott abschafft? Die Naturwissenschaft hat große Wunder vollbracht, aber der Versuch, sie die Stelle Gottes einnehmen zu lassen, wird im Lauf der Zeit immer dümmere. Wer würde heute schreiben, was Bertrand Russell einst schrieb: „Wenn die Wissenschaft will, kann sie unsere Enkelkinder zu einem guten Leben befähigen, indem sie ihnen Wissen, Selbstbeherrschung und Charakter verleiht, aus denen Harmonie und nicht Zwietracht entsteht“?<sup>4</sup> Das Wissen, das die Wissenschaft bringt, hat leider weder unsere Selbstbeherrschung erhöht noch unseren Charakter gebessert.

Man würde mehr auf Dr. Leach hören, wenn die militanten Atheisten, die im westlichen Kulturkreis eine führende Rolle spielen, tatsächlich befreit und in Harmonie lebten. Kenneth Tynan, der Autor von „Oh! Calcutta“, schreibt statt dessen über das moderne Theater, daß es uns schockieren soll, bis uns schmerzlich bewußt wird, daß uns der Tod in

einem vernunft- und ziellosen Universum ohne Gott erwartet.<sup>5</sup>

Und Francis Bacon, in dem viele den größten zeitgenössischen britischen Maler sehen, stellt diese Hoffnungslosigkeit in seinen Bildern dar.

„Der Mensch erkennt jetzt, daß er ein Zufallsprodukt ist, ein zweck- und zielloses Wesen, daß er das Spiel ohne Grund zu Ende spielen muß. Die Malerei ist, wie jede andere Kunstart, ein Spiel geworden, durch das der Mensch Zerstreung findet.“<sup>6</sup>

Man muß an Solschenizyns Beschreibung eines Künstlers denken, der „sich für den Schöpfer einer unabhängigen, geistigen Welt hält und seine Schultern mit Aufgaben belädt, diese Welt zu erschaffen, zu bevölkern und ganz und gar für sie verantwortlich zu sein; darunter bricht er zusammen, denn eine Last wie diese zu tragen, ist kein sterblicher Genius fähig . . . Wenn der Mißerfolg ihn überwältigt, wird die Schuld auf die ewige Disharmonie der Welt geschoben, auf die Kompliziertheit unserer heutigen zerrissenen Seele oder auf den Unverstand des Publikums.

Ein anderer Künstler erkennt die höhere Kraft über sich und arbeitet freudig als kleiner Handwerker unter dem Himmel Gottes; dabei trägt er noch ernstere Verantwortung für alles, was er schreibt und zeichnet, wie auch für die empfangenden Seelen . . . Selbst im Mißerfolg, selbst auf dem tiefsten Boden der Existenz in Bettelarmut, im Gefängnis, in Krankheit — wird ihn die Empfindung dieser unzerstörbaren Harmonie nicht ganz verlassen.“<sup>7</sup>

In Solschenizyns Worten klingt die Autorität der Erfahrung. Dimitri Panin, der fünf Jahre lang mit ihm eingesperrt war und als Sologdin im „Ersten Kreis der Hölle“ beschrieben wird, sagt: „Unsere Verbindung in diesen Jahren der Gefangenschaft war ein fester, stahlharter Glaube. Man könnte es auch als die Entscheidung bezeichnen, den Willen Gottes zu tun. Deswegen kannten wir keine Angst und verloren niemals den Sinn unserer Berufung.“<sup>8</sup>

Kann man daran zweifeln, daß es der Mühe wert ist, einen Glauben zu suchen, der eine solche Probe besteht?

„In einem Weltall ohne Gott“, schrieb André Malraux, „ist das Leben absurd.“<sup>9</sup> Ungezählte Schwierigkeiten entspringen aus einer solchen Auffassung. Es ist z. B. schwer, sich eine Renaissance der Künste vorzustellen, wenn Künstler sich der Hoffnungslosigkeit ausliefern. Wenn das Leben absurd ist, kann man keine großen Themen behandeln. Es gibt dann auch keinen Grund, weshalb Menschen einander mit Rücksicht begegnen sollten. Wenn der Glaube abgeschafft wird, zerfällt das zivilisierte Leben — und kann man noch bezweifeln, daß genau das heute geschieht? Die Wiedergeburt des Glaubens wäre also in öffentlicher und privater Hinsicht wünschenswert. Aber deshalb kommt es noch nicht zu dieser Wiedergeburt. Sie geschieht nur, wenn Menschen mit dem Glauben ernst machen. Daher die Bedeutung des Experiments.

Es ist klar, daß der Glaube heute noch nötiger ist als in den dreißiger Jahren. Aber es muß ein praktischer Glaube sein, der den Charakter des Menschen ändert.

## Glaube offensiv

Das Wichtigste, was ich in Oxford gelernt habe, ist „Menschenfischer“ zu werden. Ich war kein guter Fischer und bin es heute noch nicht. Aber das ist nicht tragisch, denn Gott und sonst niemand ändert die Menschen. Oder wie jemand sagte: „Gott wirkt oft trotz meiner Mängel, manchmal durch mich, niemals meinerwegen, fast immer unabhängig von dem, was ich mache.“ Die gefährlichste Fallgrube ist die Einbildung, man mache es gut oder könne Menschen mittels psychologischer Kunstgriffe ändern.

Eine weitere Fallgrube ist die Furcht. Oft schrecke ich davor zurück, das Notwendige zu sagen oder zu tun, um jemandem zu helfen, sich selbst — oder Gott — klarer zu sehen. Ich will unsere Freundschaft nicht aufs Spiel setzen, oder ich fürchte mich vor einer scharfen Antwort, besonders wenn der Betreffende klüger und bedeutender ist als ich.

Es kommt darauf an, ein reiner Kanal zu sein, durch den der Heilige Geist wirken kann. Es ist auch wesentlich, konkret und nicht nur theoretisch zu wissen, was Gott für mich getan hat, denn das gibt andern die Zuversicht, daß er ebensoviel oder mehr für sie tun kann. Aber das Allerwichtigste ist es, dem anderen zuzuhören und ihm zu helfen, auf Gott zu hören. Und das ist immer ein Abenteuer.

In den Osterferien 1934 erlebten fünfzig unserer Leute aus Oxford etwas von diesem Abenteuer, als wir nach London fuhren, in den östlichen Stadtteil Hackney. Wie viele Studenten jener Zeit hatten auch einige von uns lose Kontakte mit dem verrufenen Ost-London durch die Jugendklubs, die von den Schulen und Universitäten ins Leben gerufen worden waren. Man ging manchmal hin, ein bißchen von oben herab, um „die andere Seite“ kennenzulernen.

Aber diese Expedition war etwas ganz anderes. Wir fuhren hin, um die Praxis christlicher Revolution zu lernen und die, die wir kennenlernen wollten, daran zu beteiligen. Wir hatten keine Ahnung, wie man uns aufnehmen würde, und

waren recht nervös. Mir lag besonders viel an diesem Einsatz. Der Hungermarsch hatte eine große Rolle bei meiner ersten Entscheidung gespielt. Würde das, was ich gefunden hatte, der Realität von Ost-London standhalten?

Ich wohnte bei einem hochintelligenten jungen Universitäts-Absolventen, der als Christ einen Namen hatte und herausfinden wollte, ob wir „christlich“ genug wären. Er kam mit nach Hackney, um uns in Aktion zu sehen. Täglich um sechs Uhr morgens standen wir auf und hörten gemeinsam auf Gott. Ich erzählte ihm auch von meinen täglichen Versuchungen — das war eine Überraschung für ihn, aber es verband uns.

Bald nach unserer Ankunft aus Oxford hatten wir King's Hall, den größten Saal in Hackney, für drei Abende gemietet und waren entschlossen, ihn zu füllen. Wir kannten aber niemanden dort, wo sollten wir also beginnen?

Es war uns bald klar, daß die meisten Leute eins gemeinsam hatten: Sie gingen in Lokale. Und so fragten wir einen Polizisten, wo sich die größten Raufbolde von Hackney trafen. „Im ‚Wellington‘“, antwortete er, „wir gehen nur zu zweit hin!“

So gingen Ian Sciortino, ein großgewachsener Bursche, und ich ins „Wellington“ und fragten den Mann hinter dem Schanktisch, wer sein schwierigster Kunde sei. Er wies auf einen großen jungen Mann, der im Hintergrund mit Pfeilen auf eine Zielscheibe schoß. Wir gingen auf ihn zu.

„Haben Sie ein paar schwere Jungen hier in der Nähe?“ fragte Sciortino. Der junge Mann richtete sich in seiner vollen Größe auf, als wollte er sagen: „Sie stehen vor einem!“ und bellte: „Was wollt ihr eigentlich?“

„Wir fangen eine Revolution an, und wir brauchen Leute, die uns helfen!“ erwiderte er.

„Was für eine Revolution?“ fragte der andere.

„Eine, die in einem selbst beginnt und weitergeht, bis diese ganze scheußliche Schweinerei in Ordnung kommt“, sagte Sciortino.

„Gut“, sagte unser neuer Freund, „ich mag Revolutionen. Ich komme und werde für euch mit Ananas schmeißen.“

Ich begleitete Al — so hieß er — an jenem Abend in die King's Hall. Als wir das „Wellington“ verließen, sagte er: „Wenn diese Show eine ‚Rippe‘ ist, verschwinde ich. Aber wenn sie in Ordnung ist, werde ich für euch den Saal füllen.“

„Eine ‚Rippe‘? Was ist das?“

„Was weißt du denn überhaupt?“ antwortete er. „Wenn man zu einer Party geht und es nichts zu essen gibt und das Bier dünn ist.“

Was Al bei dem Meeting interessierte, war vor allem der Direktor einer Firma. Dieser hatte sich entschlossen, sein Leben zu ändern, und danach dem Finanzamt eine beträchtliche Summe Steuern nachgezahlt. „Schon gut“, sagte Al, „morgen bringe ich die ganze Bande. Kommt um zwölf ins ‚Wellington‘!“

Als wir am nächsten Tag hinkamen, hatte Al gerade eine Notiz für das Anschlagbrett der Bande geschrieben. Sie lautete: „Meine Herren ‚Tatler‘, wir sind heute abend in die King's Hall eingeladen. Euer Sekretär war schon gestern abend dort, es war eine prima Show. Seid um sechs Uhr hier. Laßt die ‚Tatler‘ nicht im Stich. Keine Ananas mitbringen!“

Die Bande hieß eigentlich „Tin-Ring-Tatlers“. „Tin-Ring“ nach dem Stadion für die Hunderennen, wo einige als inoffizielle Buchmacher agierten, und „Tatlers“, weil es hübsch klang. Offenbar war Al die treibende Kraft.

Um sechs Uhr waren ungefähr zehn verschiedene Typen versammelt. Da war Als Adjutant Ariel Fred, der ein Ariel-Motorrad besaß. Mr. Wu war anscheinend gerade aus dem Gefängnis entlassen worden. Ein Zwerg und ein Riese waren dabei und verschiedene andere. Sciortino und ich hatten einige von unseren Freunden mitgebracht, einschließlich meines Gastgebers, des Akademikers, der ganz geschickt auf einem Penny pfeifen konnte, wie sich jetzt herausstellte. Er pff den ganzen Weg bis zum Saal — und wir bemerkten, daß zwei Polizisten auf der anderen Straßenseite mit uns Schritt hielten.

Nach dem Meeting nahm mich Al beiseite. „Wenn ich aufschreiben soll, was ich in Ordnung bringen muß, würde ich eine ganze Tapetenrolle meines Vaters brauchen“, sagte er.

Ich antwortete, daß Gott einem oft vieles zeigt, aber bloß eine Stelle, wo man beginnen kann. Gab es das auch bei ihm?

Er erwähnte mehrere Punkte, aber die zwei Dinge, die ihm am meisten im Sinn lagen, waren Vater und Mutter. Sein Vater war ein kleiner Anstreicher und Tapezierer. Oft schob er seinen schweren Handkarren an der Städtischen Bibliothek vorbei, wo die Tatlers an der Mauer lehnten.

Kein Tatler durfte eine feste Anstellung haben, und so konnte Al niemals vor den Augen seiner Freunde dem Vater helfen. Nun fand er, er solle seinem Vater den Karren schieben helfen.

Die Mutter Als erzählte gern, daß ihre beiden Söhne ihr nie Geld gestohlen hätten, obwohl sie arbeitslos waren. Das quälte Al, weil es nicht stimmte. Er erkannte gleich, daß er das in Ordnung bringen müsse.

„Dafür wirst du Gottes Hilfe brauchen“, sagte ich.

„Ach was! Ich werde es ihr einfach sagen.“

Doch als ich Al am nächsten Tag traf, war er sehr niedergeschlagen. Er hatte einige Male versucht, Mut zu fassen und mit seiner Mutter zu reden, es aber nicht fertiggebracht. Nun war er bereit, Christus um Hilfe zu bitten.

Das tat er, und als ich, bevor ich Hackney verließ, die Familie besuchte, sagte seine Mutter, sie sei sehr froh. „Wir sind arm, aber wenn wir einig sind, können wir es schaffen“, meinte sie.

Indessen hatte mein akademischer Freund sich um Ariel Fred gekümmert. „Was hast du mit ihm gemacht?“ fragte ich. „Ich habe ihm erzählt, was in der Bibel steht.“ „Gut“, sagte ich, „mußte er etwas in Ordnung bringen?“ „Wie soll ich das wissen? Seine Sünden sind eine Angelegenheit zwischen ihm und Gott“, erwiderte er.

Das waren sie tatsächlich, und sie blieben es auch. Wir sahen Ariel Fred nie wieder. Aber als mein Freund Gott fragte, warum seine Worte ohne Wirkung geblieben waren, erfuhr er etwas über sich selbst. Er begann zu verstehen, daß er Fred nicht helfen konnte, weil er im Blick auf sein eigenes Versagen nicht ehrlich gewesen war und nicht versucht hatte, es wiedergutzumachen. Er übergab Gott sein Leben — auf eine neue, praktische Weise. Kurze Zeit später

machte man ihm ein großartiges berufliches Angebot als Mitarbeiter des damaligen Premierministers. Er lehnte ab und entschied sich für die Aufgabe, die Welt zu ändern — durch geänderte Menschen — ohne Gehalt und ohne Stellung. Er leistete einen großartigen, selbstlosen Dienst und beeinflusste dauerhaft das Leben vieler Menschen in vielen Situationen.

Diese Expedition nach Ost-London war nur eine von vielen. Einige meiner Freunde ließen sich dort für die nächsten Jahre nieder; oft schliefen sie auf dem Fußboden, einer sogar auf zwei Stühlen in der Küche eines Arbeitslosenführers. Die Männer, mit denen wir in Kontakt kamen, fanden sich dadurch nicht mit dem Los der Arbeitslosen in jenen dunklen Jahren ab, aber sie fanden ein Ziel und eine persönliche Würde, die sie davon abhielt, sich der Gewalt zuzuwenden oder als Reaktion sich den Kommunisten in die Arme zu werfen. Typisch dafür war die Äußerung von Tod Sloan, der sich selbst als „Uhrmacher von Beruf und Agitator von Natur“ beschrieb. Er sagte: „Das ist die Revolution, auf die es ankommt — die Änderung der menschlichen Natur — und sie geschieht wirklich.“

## Amerikanisches Abenteuer

Meine Abschlußprüfungen rückten heran, und damit wurde auch die Frage immer aktueller, was ich mit meinem Leben machen sollte. Ich hatte die feste Absicht, Rechtsanwalt zu werden. Schon vor einem Jahr hatte ich mich um einen Vertrag bei einer großen Londoner Kanzlei beworben. Der Chef, früher Präsident der Londoner Juristischen Gesellschaft, war bereit, mich einzustellen, aber ich war meiner nicht ganz sicher.

Es war mir inzwischen klar, daß unsere Bewegung mehr war als eine Erweckungsbewegung. Buchman nannte sie „eine christliche Revolution“, die auf eine neue soziale Ordnung unter der Diktatur des Geistes Gottes hinarbeitet. „Sie setzt sich ein für bessere Beziehungen zwischen den Menschen, für selbstlose Zusammenarbeit, für größere Sauberkeit in Geschäft und Politik, für die Überwindung politischer, industrieller und rassischer Gegensätze.“<sup>1</sup> Etliche Ereignisse hatten mich nachdenklich gemacht. Könnte eine Revolution nicht möglich sein?

Im Dezember 1933 war ich in einem Komitee-Raum des Britischen Unterhauses, als Carl Hambro, der Präsident des Norwegischen Parlaments, zu ungefähr hundertdreißig Abgeordneten sprach. Hambro hatte Ähnlichkeit mit Churchill, er war eine Kraft im Völkerbund, der damals so viele Hoffnungen auf sich lenkte. Hambro meinte, daß das Werk Frank Buchmans und seiner Freunde wesentlicher sei als fast alles, was im Völkerbund geschehe. Und während Politik die Kunst des Möglichen sei, wäre es staatsmännisches Verhalten, das heute Unmögliches möglich zu machen. Das könnte am besten durch die Änderung des menschlichen Charakters geschehen, und die Folge wäre eine Veränderung des geistigen Klimas der Völker.

Hambros Worte eröffneten mir die erregende Möglichkeit, daß Leute wie ich — und nicht nur Politiker — einen Anteil daran haben können, die Geschichte zu beeinflussen. Und

gerade das wollte ich tun, ob als Anwalt oder als vollzeitlicher Mitarbeiter der Oxford-Gruppe, und in zunehmendem Maße begann ich zu ahnen, daß die zweite Alternative richtig sein könnte.

Natürlich gab es Schwierigkeiten. Eine davon war das Geld. Niemand, der vollzeitlich mit der Oxford-Gruppe arbeitete, bezog ein Gehalt. Auch für die täglichen Ausgaben war nicht vorgesorgt. Alles geschah auf eigenes Risiko. Mein Vater hatte mir ein wenig Geld hinterlassen, aber nicht annähernd genug, um davon leben zu können. Diese Leute sagten: „Wo Gott führt, da sorgt er auch“, aber persönlich hatte ich das noch nicht erlebt.

Selbstverständlich warnte mich meine Familie vor einem so unbesonnenen Vorhaben. In einem gutgemeinten Versuch, mich zurückzuhalten, sagte man mir: „Eines Tages werden wir für dich sorgen müssen“ — und das reizte meinen Stolz wie meine Furcht. Obwohl ich niemals Mangel gelitten hatte, war ich in Geldangelegenheiten immer ängstlich gewesen, seit meine Mutter kurz nach Vaters Tod gesagt hatte, nun sei nichts mehr auf der Bank.

Ich war unentschlossen — und manchmal besorgt; und meine Freunde taten nichts, um die Entscheidung für mich zu treffen. Einmal fuhr ich extra nach London, um Buchman zu bewegen, mir einen Fingerzeig zu geben. Er sagte einfach: „Erzwinge nichts, Garth. Wenn du wartest, wirst du es klar sehen, auf die eine oder andere Weise.“

Zuletzt entschloß ich mich, drei Monate lang versuchsweise mit der Gruppe zu arbeiten. Die Londoner Rechtsanwälte waren bereit, meine Stelle bis zu diesem Zeitpunkt offenzuhalten, und meine Familie gab großmütig zu, daß ich tun müsse, was ich für richtig hielt.

Nach Ablauf der drei Monate gab es keinen Zweifel mehr. Es war, als ob alle andern Türen in mir zugefallen wären; ich war auf einem geraden Weg.

Während dieser Monate begann ich zu spüren, daß ich viel Zeit in meinem Leben mit Schreiben verbringen sollte — oder eher mit Menschen, die schreiben. Denn es kam mir gleichzeitig in den Sinn, daß ich mehr ausrichten könnte, wenn ich anderen, die begabter und besser geschult waren

als ich, half, das zu schreiben, was die Menschen lesen sollten. Ich dachte dabei nicht an „Public relations“ und noch weniger daran, für eine Bewegung Publicity zu machen. Es war eher eine Verpflichtung, Journalisten kennen und verstehen zu lernen; denn ich war der Meinung, daß derjenige, der versucht, nach objektiven moralischen Maßstäben zu leben, der Öffentlichkeit am besten objektive Nachrichten und Kommentare geben würde.

In Belfast konnte ich dem Redakteur von *Newsletter* helfen, der ernste Probleme hatte. Das führte zu freundschaftlichen Beziehungen mit Harry McKee, dem Chefredakteur, und den Brüdern Sayers, die den *Belfast Telegraph* herausgaben. In England sah ich oft Arthur Baker, der die Parlamentsberichte für die *Times* schrieb, und den großmächtigen, etwas diktatorischen Chefredakteur der *Press Association*. Reginald Holme, auch ein ehemaliger Oxfordstudent, — der Held der Geschichte „Ein Motorradklub fliegt auf“ aus „Nur für Sünder“ — war ein wagemutiger und lustiger Kamerad. Wir fuhren zusammen nach Skandinavien.

Die Änderung von so erfahrenen Zeitungsleuten wie Frederik Ramm aus Norwegen, Carl Henrik Clemmensen aus Dänemark und später auch Hermann Salomonson aus Holland überzeugten mich, daß Frank Buchman recht hatte, wenn er sagte, daß Journalisten die „Herolde einer neuen Weltordnung“ werden können, ohne ihre Objektivität zu opfern.

Alle drei, Ramm, Clemmensen und Salomonson kamen während des Krieges unter den Nationalsozialisten ums Leben.

Im Herbst 1936 wurde ich von Buchman eingeladen, mich einer Mannschaft anzuschließen, die mit ihm in die Vereinigten Staaten reisen sollte. Während der Wochen, die wir dort mit ihm verbrachten, kamen wir nach Washington, New York, Maine, Michigan und Massachusetts.

Buchman fuhr nach zwei Monaten wieder nach England, aber ich blieb noch ein halbes Jahr in den Staaten. An einem Wochenende besuchte ich einen Freund auf Long Island und sollte in einer Strandhütte an der Küste übernachten. Während der vorausgegangenen zwei Jahre in England hatte

ich oft mit Margot zusammengearbeitet und sie sehr lieb gewonnen. Ich hatte ihr nichts davon gesagt, aber ich dachte viel an sie. Als ich in jener Nacht wach lag und auf das leise Plätschern der See hörte, kam mir mit einer ruhigen und sicheren Beständigkeit der Gedanke, daß ich Margot heiraten würde, aber erst in vielen Jahren. Inzwischen sollte ich nicht mit ihr sprechen und keinen Versuch machen, sie an mich zu binden. Vor mir hatte ich das Bild einer geraden, leeren Straße, die bergauf führte. Es war nicht so, wie ich es wollte; aber ich nahm es an.

Bald darauf besuchte ich mit George Marjoribanks, einem schottischen Freund, die jetzt nicht mehr existierende, aber damals sehr lebendige Zeitung *Herald Times*. Dort lernten wir Frank Waldrop kennen, den persönlichen Assistenten von Mrs. Patterson, die ihrerseits die Schwester von Oberst McCormick war, dem berühmten — manche sagten berühmten — Herausgeber der *Chicago Tribune*.

Frank war ein freundlicher Bursche, ganz der junge Journalist, der sich auskannte. Als er verstand, was wir vorhatten, sagte er, er würde uns mit J. Edgar Hoover bekannt machen, dem Chef des FBI, was er bis zu seinem Tod im Jahr 1972 blieb. „Das wird ein Gaudi!“ sagte Waldrop.

Er stellte uns Hoover vor als „Leute, die ihren Mann immer zu fassen kriegen“ — eine Übertreibung, die Hoovers Interesse erregte. „Was meinen Sie damit?“

„Sie verhaften die Leute; aber die hier ändern sie.“

„Wen ändern Sie?“ fragte mich Hoover.

„Meistens Journalisten“, sagte ich und schaute Waldrop an.

„Mein Gott!“ sagte Hoover, „Journalisten sind der Fluch meines Lebens. Wenn sie drei von denen ändern können, solange Sie in Amerika sind, bekommen Sie einen Orden von mir.“

„Einverstanden“, sagte ich, „aber vielleicht ändern sie sich nicht so, wie Sie es wünschen.“

In New York lernte ich dann einen Herrn kennen, der tief in der Patsche steckte. Es gelang ihm, herauszukommen, und das wieder interessierte den Kolumnisten für auswärtige Angelegenheiten einer anderen Zeitungsagentur, den ich Fra-

ser nennen will. Fraser lud mich und einen amerikanischen Freund, Dubois Morris, zum Mittagessen ein.

Als Fraser sah, daß wir jung genug waren, um seine Söhne zu sein, versuchte er, uns zu schockieren. Er erzählte uns von der harten Welt des New Yorker Zeitungswesens und betonte, daß er viel trinke und hinter Frauen her sei.

„Warum sollte ich mich ändern? Ich habe alle Frauen, die ich will, genügend Geld und soviel zu trinken, wie ich brauche.“

„Ja“, sagte Morris, „und Sie sind leer.“

Fraser ging in sein Büro zurück, und wir begannen, für ihn zu beten. Als ich am nächsten Samstagmorgen auf Gott hörte, hatte ich den Gedanken: „Verbringe den Nachmittag mit Fraser.“

Ich rief ihn an. Er sagte, er habe am Nachmittag etwas vor. Aber obgleich er „Nein“ sagte, meinte er „Ja“. Plötzlich lenkte er ein: „Gut, kommen Sie um vier Uhr ins Büro.“ Das tat ich, und er ging mit mir über die Straße in ein Hotel.

Wir setzten uns. — „Nie werde ich Ihnen verzeihen, was Sie mir angetan haben“, sagte Fraser.

„Was war das?“

„Sie haben es mir verdammt ungemütlich gemacht!“

„Vielleicht ist es höchste Zeit dafür!“

„Ich werde mich nicht ändern“, sagte er angriffslustig.

„Das habe ich ja nie verlangt“, erwiderte ich.

Beim Tee begann er, aus seinem Leben zu erzählen. Er war der Sohn eines presbyterianischen Pfarrers aus Neu-England und war schon sehr jung Journalist geworden. Während des Ersten Weltkriegs war er Kriegsberichterstatter an der Westfront gewesen und danach Chef des Londoner Zweiges der Agentur. Er schrieb leidenschaftlich gern, aber mit administrativen Angelegenheiten hatte er nicht gern zu tun und war daher als außenpolitischer Kommentator nach New York zurückgegangen. Er war der erste, der täglich eine Spalte über Außenpolitik für seine Agentur schrieb, und sie wurde von über tausend Zeitungen in Amerika und der ganzen Welt gebracht.

In London war seine erste Frau gestorben. Er hatte sich dann in eine junge englische Schauspielerin verliebt und sie geheiratet. Sie hatten zwei kleine Kinder.

Fraser liebte seine Frau Dorothy, aber verheiratet war er mit seiner Zeitungsspalte. Immer beabsichtigte er, ein paar Artikel auf Vorrat zu schreiben. Aber es kam nie dazu. Er schrieb nicht schnell, und es ist schwierig, außenpolitische Artikel auf Vorrat zu schreiben.

Manchmal hatte er Dorothy vernachlässigt. Er war oft nicht daheim, und wenn er zu Hause war, sehr zerstreut. Sechs Monate bevor ich ihn kennenlernte, war er von einer Reise nach Südamerika zurückgekehrt. Es kam zu einem Streit. Sie sagte, sie habe es satt, soviel allein zu sein. Er blieb ihr nichts schuldig. Sie konterte und sagte, er sei nicht ihr einziges Eisen im Feuer. Er war wütend.

Dorothy fuhr mit den Kindern zu ihren Eltern nach England. In seiner störrischen Selbstgerechtigkeit hielt Fraser sie allein für schuldig und schwor sich, den betreffenden Mann zu vernichten, sollte er jemals herausfinden, wer es sei.

Um Dorothy zu vergessen — und wohl auch, um sich an ihr zu rächen — jagte er den Mädchen nach und trank viel. In der Redaktion munkelte man, daß er sich nicht mehr in der Gewalt habe. Er leugnete das, aber ich konnte trotzdem sehen, daß er sich darüber Gedanken machte.

Neben diesem Mann von Welt zählte meine Lebenserfahrung so gut wie nichts. Ich wußte nichts von den Kreisen, in denen er verkehrte, und hatte niemals mit einer Frau geschlafen, was für heutige Begriffe erstaunlich sein mag. Aber ich kannte den Zwang der Gier, des Ressentiments und Begehrens so gut wie jeder andere und hatte erfahren, daß es eine Macht gab, die es mir ermöglichte, Versuchungen zu widerstehen, mit denen ich früher nicht fertig werden konnte. Das erzählte ich Fraser — und auch, daß ich glaubte, Gott habe einen Plan für jedermann, und das bedeute Erfüllung und nicht Frustration.

„Ich werde mich nicht ändern!“ verkündete Fraser noch einmal kampflustig, als wir uns trennten.

„Das ist Ihre Sache“, erwiderte ich.

Drei Tage später rief mich Fraser um sieben Uhr morgens an. „Sie sollen wissen, daß mir einiges klar geworden ist“, sagte er.

Ich fragte, wann wir uns sehen könnten.

„In einer Woche. Bis dahin können Sie aus der Entfernung für mich arbeiten, wenn Sie wollen.“ (Er meinte, ich könnte beten.) „Aber nicht aus der Nähe. Ich will sehen, wie es weitergeht.“

Wie verabredet, trafen wir uns im türkischen Restaurant, Fraser, Morris und ich. Er erzählte uns, daß er sich an dem Abend, nach dem Gespräch mit mir, betrunken habe und auch am folgenden Abend. Am dritten Morgen war er mit der Gewißheit erwacht, daß Gott da sei. Drei klare Gedanken drängten sich ihm auf: „Trinke nicht mehr, rauche nicht mehr, sei nicht mehr hinter den Frauen her.“

„Merkwürdig“, meinte er, „du hast mir nie gesagt, daß diese Dinge falsch sind. Ich weiß jetzt einfach, daß sie für mich falsch sind.“

Seit damals war er auf vielen Gesellschaften gewesen, hatte dieselben Frauen getroffen und hatte ständig eine offene Zigarettensackung in der Tasche. Die zog er jetzt heraus und zeigte sie uns. „Ich will keine mehr“, sagte er. Und dabei blieb es bis zu seinem Tod fünfundzwanzig Jahre später.

Wir schlugen ihm vor nachzudenken, ob er nicht auch schuld habe an der Sache mit Dorothy. Das gefiel ihm gar nicht.

„Ich werde ihr nie verzeihen“, sagte er.

„Vielleicht bist du es, der Vergebung braucht“, war unsere Antwort.

Drei Wochen später rief Fraser bei mir an und bat mich, für ihn zu beten. „Ich stecke in einem schrecklichen Schlamm“, sagte er.

Ich besuchte ihn in seinem ziemlich schäbigen Hotel. Er hatte einen Hexenschuß und lag im Bett. Er war erregt und bedrückt, wollte mir aber nicht sagen, was passiert war. Er sagte bloß immer wieder: „Es ist wie in einem Theaterstück.“

Mir kam plötzlich die Gewißheit, daß er die dritte Person, seinen Rivalen, gefunden hatte — und daß es ein guter

Freund von ihm sein könnte: der vornehm aussehende Angestellte in Frasers Nachrichtenagentur; ich will ihn Crofts nennen.

Im gleichen Augenblick sagte Fraser: „Du weißt, wer es ist, nicht wahr, Garth? Befasse du dich damit.“

Kein Wort weiter. Ich war in einem Dilemma. Sollte ich heimgehen und es Fraser überlassen, mit seinen eigenen Angelegenheiten fertig zu werden? Oder sollte ich meiner Ahnung folgen — und einem Mann, der doppelt so alt war wie ich und noch dazu ein „hohes Tier“ bei einer großen Zeitungsagentur, beschuldigen, daß er mit der Frau seines besten Freundes ein Verhältnis habe? Ich fürchtete mich, aber ich beschloß, das Risiko auf mich zu nehmen.

Ich ging in das Lokal, wo Crofts gewöhnlich zu Mittag aß. Wir redeten, und er erschrak. Er wußte, daß Fraser die Absicht hatte, den Mann zu vernichten, wenn er ihn finden sollte. Fraser selbst hatte es ihm oft gesagt. Und er kannte ihn als störrischen, entschlossenen Mann, der nicht verzeihen konnte und der ihn wohl um seine Stellung bringen würde, wenn er sich beim Chef der Agentur beklagte. Denn damals war die Atmosphäre noch nicht so freizügig wie heute.

An jenem Abend nahm ich Crofts zu Fraser mit. Sie sprachen allein miteinander. Am Ende waren sie zu ihrem eigenen Erstaunen immer noch Freunde. Im Lauf der nächsten Tage begann Fraser einzusehen, wie schlecht er Dorothy behandelt hatte. Er schrieb ihr nach England und bat sie, zurückzukommen.

Es gab damals noch keine Luftpost. Aber mitten im Atlantik muß sich sein Brief mit einem Schreiben von ihr gekreuzt haben. „Könnten wir es nicht noch einmal versuchen“, schrieb sie, „um der Kinder willen?“

Dorothy kehrte zu ihm zurück, erst allein, dann mit den Kindern. Sie wurden zu einer neuen Familie.

Die Änderung der Frasers wurde in der Gesellschaft viel besprochen; denn oft zerbrechen Familien, aber selten werden sie wieder ganz. Staatssekretär Cordell Hull erkundigte sich bei Fraser darüber. Präsident Roosevelt hörte davon. Als Fraser seine nächste Weltreise unternahm, sorgte die Agentur dafür, daß Dorothy mitfuhr. Sie sprachen von einer zweiten

Hochzeitsreise — obwohl er täglich achthundert Worte einsandte.

Frasers Artikel behielten ihre Schärfe, verloren aber ihre Bitterkeit. Er schrieb weiter, jahraus, jahrein, bis er in den Ruhestand trat. Vielleicht war er der meistgelesene außenpolitische Kommentator seiner Zeit. Und jetzt konnte er ruhig und konstruktiv schreiben. Nach seiner Pensionierung fuhren er und seine Frau mit Frank Buchman und einem Team von zweihundert Leuten nach Indien und Pakistan.

Übrigens schrieb ich nach drei Monaten an Edgar Hoover, daß ich ihm vier Journalisten vorstellen könnte, deren Leben anders geworden war. Ich bekam ein nettes Antwortschreiben, aber keinen Orden.

Im nächsten Sommer kehrte ich nach Europa zurück — zuerst nach Holland, wo sich zu Pfingsten 25 000 Leute in den riesigen Gemüsemarkt von Utrecht drängten. Auch die holländischen Nationalsozialisten hatten für Pfingsten eine Kundgebung geplant. Sie war ein Mißerfolg, und Alfred Rosenberg, Hitlers Chefideologe, nannte unsere Versammlung „Teil einer Wahlkampagne gegen die Nationalsozialistische Partei.“

Später im selben Sommer arbeitete ich mit Margot und anderen in Oxford an einem Konferenzbericht. Eines Tages begannen wir, über unsere Gefühle füreinander zu sprechen — was für mich krasser Ungehorsam gegen die Führung war, die ich vor Monaten in Long Island bekommen hatte. Ich hatte den ausschließlichen Wunsch, Margot sofort zu heiraten.

Als dann sechs Wochen später ein Telegramm aus Amerika kam mit der Bitte an mich, bei der Herausgabe einer nur einmal erscheinenden Illustrierten zu helfen, zögerte ich. Meine Freunde waren sehr dafür, und meine eigene Führung stimmte damit überein. Aber tief innen spürte ich, daß diese Reise nicht sosehr Auftrag für eine Arbeit war wie der gezielte Plan Gottes, mich von Margot zu trennen.

Die Zeitschrift hieß *Steigende Flut* und war eine Illustrierte in der Art von *Life* und *Picture Post*. An dem englischen Vorbild hatten Buchman und ein Kreis von Freunden, am Rande auch ich, lange und mit Liebe gearbeitet, und einige

Amerikaner waren nun damit beschäftigt, ein leicht entsprechendes Gegenstück in New York zu verfassen. Dazu sollte ich ein wichtiges Päckchen Fotos mitbringen und beim Redigieren helfen.

Der Widerwille, diese Reise überhaupt zu unternehmen, erfüllte mich so sehr, daß ich, als ich von London nach Southampton fuhr, vergaß, dem Mann, der mich zur Bahn begleitete, das Päckchen abzuverlangen. Ich bemerkte das Versäumnis erst, als das Schiff schon ausgelaufen war, und war mehr als erleichtert, als man mir das Päckchen außerhalb des Hafens übergab. Jemand war von London aus mit dem Auto hergerast und konnte es noch dem Lotsen übergeben.

Als ich in New York ankam, fand ich meine Freunde dort damit beschäftigt, die *Steigende Flut* der amerikanischen Situation „anzupassen“. Das bedeutete, die Aussagen des Originals wurden wesentlich „verwässert“. In meiner teilnahmslosen Stimmung voller Selbstmitleid war ich mit allem einverstanden. Ich vergrub mich in die Arbeit und war entzückt, als der Generaldirektor von *Life* seine Bewunderung für das Erzeugnis ausdrückte. Man druckte 800 000 Exemplare und verkaufte sie an den Kiosken.

Als Weihnachten kam, war ich eigentlich recht zufrieden mit mir. Da kam ein scharfes Telegramm von Frank Buchman. Soweit ich mich erinnern kann, lautete es: „Schwer enttäuscht über mangelnden Einsatz bei ‚Steigender Flut‘. Nicht zweckentsprechend. Bin froh, daß nicht nach Amerika komme. Wäre schwierig. Frank.“

Dieses Telegramm stürzte mich in eine innere Debatte der Selbstrechtfertigung. Aber ich begann auch zu verstehen, daß die ausschließliche Beschäftigung mit Margot und mit der Meinung von Menschen, wie die des Chefredakteurs von *Life*, mir weit wichtiger waren als die Beziehung zu Christus und als die Aufgabe, Amerika das zu geben, was wir gefunden hatten.

Ich begann zu verstehen, daß ich im Grunde gar nicht der brave Mann war, der lediglich manchmal hier und dort ein wenig aufpoliert werden mußte, sondern daß ich durch und durch selbstsüchtig und ichbezogen lebte; daß mein innerster Kern, das Wesen Garth Lean, die Erlösung Christi brauchte.

Ich dachte: „Du bist wie eine Frau, die ihr Baby an sich drückt, bis es erstickt. Das hast du mit deiner Liebe zu Margot gemacht. Du zerstörst, was dir am teuersten ist — und andere leiden, weil du sie vernachlässigst.“

Ich entschloß mich, zu Christus zu gehen, damit er mich reinige und mir vergebe — und am gleichen Tag erhielt ich einen großmütigen Brief von Buchman, den er schon vor einer Woche in Europa aufgegeben haben mußte, als ich noch in den Wehen meiner Reaktionen lag. Er erwähnte die Angelegenheit nie wieder. Und als ich nach England zurückkehrte, begrüßte er mich, wie wenn ich nichts mit der Sache zu tun gehabt hätte, die doch für ihn eine große Enttäuschung, für mich der Verrat seines Vertrauens war.

## Hören, was Gott sagt

Mitte der dreißiger Jahre lernte ich Frank Buchman gut kennen, und während der folgenden fünfundzwanzig Jahren sah ich ihn mit Unterbrechungen recht oft.

Zum ersten Mal begegnete ich ihm in der letzten Reihe der Galerie im Ballsaal des Randolph-Hotels in Oxford. Ich kam an jenem Abend vom College und schlenderte die Straße entlang, noch unentschieden, ob ich zu dem Meeting der Oxford-Gruppe gehen sollte. „Wenn der Mann da vorne hineingeht, gehe ich auch“, dachte ich. Der ging zwar nicht hinein, aber ich. Ich kletterte zur kleinen Galerie hinauf, um zu vermeiden, daß mich vielleicht anwesende Kollegen sehen könnten.

Die Galerie war voll besetzt, aber ein munterer, kräftiger Mann gab mir seinen Sitzplatz. Später erfuhr ich, daß es Buchman und noch später, daß es typisch für ihn war. Selten führte er ein Meeting, aber fast immer war er dabei.

Einige Monate später wechselten wir die ersten Worte, als er einen deutschen Bischof nach Oxford brachte. Ich erinnere mich — wir waren etwa dreißig Leute —, wie sich Buchman über einen Angriff auf uns in der Wochenzeitschrift *Isis* amüsierte. Zu mir sprach er über die Möglichkeiten, die er in uns allen sah. Da war nichts Aufregendes dabei und auch nichts, das im entferntesten charismatisch war. Ich hatte den Eindruck eines freundlichen Menschen, der sich für jeden von uns interessierte und sich des Lebens freute.

Sein offenbares Anliegen war, dem Bischof verständlich zu machen, daß sich jeder Mensch, auch er selbst, ändern könnte. Es war der berüchtigte Bischof Hossenfelder, ein Führer der nationalsozialistisch orientierten „Deutschen Christen“. Wenn man bedenkt, daß viele von uns in jenen Jahren dem Kommunismus sehr nahe standen, ging Buchman ein Risiko ein, als er ihn zu uns brachte. Aber es war klar, daß er dem Bischof nicht gefallen, sondern ihn ändern wollte, und von uns als Christen erwartete er, daß wir dasselbe wollten.

Hossenfelder war ein rundlicher, kleiner, zigarrenrauchender Mann mit einem riesigen Kreuz an der Brust. Eine Verabredung, die Buchman für ihn mit dem Bischof von Chichester getroffen hatte, hielt er nicht, sondern ging in eine Bierstube, die er neben dem Bahnhof entdeckt hatte.

Gewisse führende britische Christen übten Kritik an Buchman, weil er Hossenfelder nach England gebracht hatte. Sie verstanden nicht, daß er hoffte, sie würden selbst auch einen Anteil daran haben, den Bischof zu ändern. Einem Theologen, der Protest einlegte, daß er „diesem hoffnungslosen Karl Hossenfelder“ gestattet habe, seinen (Buchmans) Ruf zu schädigen, erwiderte Buchman: „Es geht nicht um die Vergangenheit dieses Mannes, sondern um seine Zukunft. Was könnte es für Deutschlands Zukunft bedeuten, wenn er durch die Gnade Gottes in Ihnen die wahre Botschaft Christi lebendig sähe; Sie könntet das menschliche Instrument sein, das diese mächtige Änderung bewirkt.“<sup>1</sup>

„Die Oxford-Gruppe“, fügte er hinzu, „hat in diesem Sinn keinen Ruf, und ich persönlich habe nichts zu verlieren.“

Ich muß daran denken, was John Wesley seinem ängstlichen Bruder Charles bei ähnlicher Gelegenheit erwiderte: „Bruder, als ich Gott meine Bequemlichkeit, meine Zeit, mein Leben übergab, habe ich da meinen guten Ruf davon angenommen?“<sup>2</sup>

Buchman ging es nie um „Beziehungen“. Ein paar Monate bevor er starb, sagte er eines Morgens in Mailand, er lebe nur für eines: Jedem Menschen, dem er begegne, zu einer lebendigen Erfahrung zu verhelfen — auch dem Mann, der ihm jetzt gleich das Frühstück bringen werde.

Aber das Einzigartige an Buchman war, daß er es sich zur Aufgabe machte, ganze Gemeinwesen, ja ganze Völker zu Gott hinzuführen. Seinen ersten Versuch, auf ein ganzes Land in diesem Sinn zu wirken, machte er schon in den Jahren 1916/17 in China. Dort änderte sich Hsu Ch'ien, der die rechte Hand von Präsident Sun Yat-sen war, und der Präsident sagte von ihm: „Buchman ist der einzige, der mir die Wahrheit über mich selbst sagt.“ Eine Anzahl führender Persönlichkeiten des neuen China begann mit ihm zu arbeiten. Wie Hsu Ch'ien waren auch sie überzeugt, „daß wir eine

Menge kleiner Abraham Lincolns in China brauchen. Einer ist nicht genug, denn vom Präsidenten bis zum untersten Beamten ist alles Schmutz und Korruption. Allein der christliche Glaube wird, wenn er diese Übelstände anpackt, China retten.“

Bevor jedoch dieses Programm in Gang kam, erhielt Bischof Logan Roots von Hankow, der Buchman nach China eingeladen hatte, das Schreiben eines Mitglieds des Kuratoriums, das die Reise finanzierte. Es enthielt den Rat, Buchman kein Geld zu geben, sondern ihn auf Urlaub zu schicken. Der Bischof war einverstanden.

Sechs Jahre später sandte der Kurator eine Entschuldigung an Buchman. Eine Clique von Missionaren, die auf Buchmans Herausforderung empfindlich reagiert hatten, wußte, daß jener verheiratete Kurator eine Anzahl von Mätressen hatte. Er war erpreßt worden und mußte Buchman angreifen. Erst später erkannte Bischof Roots seinen Fehler und war bis zu seinem Tod ein treuer Freund Buchmans.

Buchman führte sein weltweites Werk immer auf der Basis von Glauben und Beten durch. „Ich tue nichts, Gott tut alles“, sagte er. Nie beschränkte er seine Unternehmungen auf das Geld, das er in der Hand hatte, wenn er es hatte, oder auf das, was er vernünftigerweise erwarten konnte. Als der Schatzmeister seiner Arbeit in Amerika ihn einmal schriftlich davor warnte, sich auf ein bestimmtes Projekt einzulassen, das eine große Summe verschlingen würde, erwiderte er: „Ich bin dankbar für deine Vorsicht in geschäftlichen Angelegenheiten, aber ich wünsche mir, daß du dich mit mir und dem amerikanischen Volk in der Dimension dessen bewegst, was getan werden muß und nicht, was wir denken tun zu können. Ich wünsche mir, daß du mir immer hilfst, dort zu leben, wo ich mich nicht darauf verlasse, was ich habe, sondern was Gott gibt. Das bringt Freiheit, und es funktioniert . . .“

Innerhalb von dreißig Jahren habe ich nur einmal ängstliche Worte von ihm gehört: „Ich weiß, ich soll keine Furcht haben“, tauschte er sich mit einigen von uns eines Morgens aus, „aber ich frage mich, wie wir zurechtkommen werden.“ Aber es ging, und er hinterließ weder Ersparnisse noch Schulden.

Buchman gehörte nicht zu denen, die morgens mit dem zufrieden sind, was heute geschieht. Noch als er achtzig war, ging er an alles mit unbefangener Frische heran.

Als er in der Mitte der dreißiger Jahre etwas geschaffen hatte, was der damals gar nicht positiv eingestellte Malcolm Muggeridge als die einzig erfolgreiche Erneuerungsbewegung der letzten Jahre bezeichnete<sup>3</sup>, ergriff ihn tiefe Unzufriedenheit mit diesem Ergebnis. Er spürte, daß die Not der Zeit etwas viel Größeres als eine Erneuerung verlangte. Auch mißfiel ihm, daß einige Leute, die durch die Oxford-Gruppe neues Leben gefunden hatten, sich nun im Heck des Schiffs niederließen, um sich an dessen Früchten und der neugefundenen Gemeinschaft zu freuen, anstatt durch ihr Leben den Herausforderungen der neuen Zeit begegnen zu können.

Damals wandten sich manche Leute von ihm ab. Seine eigene Einstellung legte er in einer Rede dar, die er vor der Versammlung in Visby hielt:

„Ich bin weder daran interessiert, noch halte ich es für ausreichend, wenn wir eine neue Erweckung auslösen. Jeder denkende Staatsmann, mit dem Sie sprechen, wird Ihnen sagen, daß jedes Land ein Erwachen der Moral und des Geistes braucht. Das ist die absolut wesentliche Grundlage. Aber Erweckung ist nur *eine* Ebene des Denkens. Dabei stehenzubleiben ist minderwertiges Denken. Die nächste Stufe ist Revolution. Das ist unbequem. Viele Christen mögen dieses Wort nicht. Es erschreckt sie. Sie kriegen eine Gänsehaut. Von dort her stammt ein gut Teil ihrer Kritik — von Gänsehautchristen mit Lehnstuhlchristentum.

Rechnen Sie einmal aus, wie viele Menschen heutzutage noch in die Kirche gehen, und dann überlegen Sie sich, warum die Kirche nicht mehr alle Menschen erreicht. Ich weiß, Revolution löst Unbehagen aus. Ich bin nicht hier, um es Ihnen behaglich zu machen, und ich bin nicht darauf aus, daß Sie mich gerne haben. Was die Oxford-Gruppe dieser und jeder Nation geben wird, ist eine Revolution des Geistes.“<sup>4</sup>

Auf dieser Suche nach einer neuen Dimension wurde die Oxford-Gruppe zur Moralischen Aufrüstung, die im Rathaus von Eastham in London im Jahr 1938 in Gang gesetzt wurde.

Der Name zeigt, wie sehr Buchman eine moralische und geistige Aufrüstung am Herzen lag, welche der materiellen Aufrüstung entsprechen sollte, die damals in Gang war.

Als sich später ein ideologisches Zeitalter ankündigte, ging Buchman noch weiter:

„Heute sehen wir drei Ideologien um die Macht kämpfen: den Faschismus, den Kommunismus und jene andere große Ideologie, das Zentrum christlicher Demokratie.

Wir müssen eine Ideologie finden, die groß und umfassend genug ist, jede der anderen großen Ideologien aus dem Feld zu schlagen. Bis das geschieht, werden die Menschen umherirren. Sie werden ihren Weg nicht finden. Aber wenn Gottes Heiliger Geist Herzen und Leben der Menschen regiert, dann werden wir anfangen, die neue Welt von morgen aufzubauen, nach der wir uns alle sehnen.“<sup>5</sup>

Einige Demokraten des Westens scheuten sich vor dem Wort „Ideologie“ und meinten, die Demokratie brauche als Inspiration keine solche Leidenschaft, keine Philosophie und keinen solchen Plan. Aber im Lauf der Jahre zeigt es sich, wie oberflächlich eine solche Denkweise ist, denn Menschen, die von einer Ideologie beherrscht werden — ob in Wirtschaft, Erziehung oder im internationalen Bereich —, überholen die ideologielosen Demokraten.

Andere verhöhnten Buchman, weil er voraussetzte, daß man eine solche Ideologie einfach ins Leben rufen könne. Aber die beiden ideologischen Hauptzentren seiner Zeit spotteten nicht. So stellte Himmlers Gestapo in einer 126 Seiten langen Analyse, die 1939 geschrieben und 1942 veröffentlicht wurde, fest: Mit einzigartiger Ausdauer und Hartnäckigkeit versuchen die Oxford-Missionare durch endlose, umständliche Heilungen von Seelen die wirtschaftliche, soziale, kulturelle und politische Struktur der Völker auf eine christliche Basis zu stellen. Die Oxford-Gruppe wird angeklagt, daß sie „die Teilnehmer auffordere, sich ganz unter das Christuskreuz zu stellen und dem Hakenkreuz das Christenkreuz entgegenzusetzen“, da dieses das Christenkreuz vernichten wolle. Die Gruppe plane einen Angriff auf den Nationalsozialismus des Staates und sei ganz offensichtlich sein christlicher Gegner geworden.“<sup>6</sup>

Und Radio Moskau behauptete: „Die Moralische Aufrüstung ist eine globale Ideologie mit Brückenköpfen in jedem Land und befindet sich im letzten Stadium ihrer Ausbreitung. Sie hat die Kraft, radikale, revolutionäre Gemüter zu erfassen.“<sup>7</sup>

Das Verhältnis Buchmans, der in einer ganz anderen Zeit großgeworden war, zu jungen Revolutionären war bemerkenswert. Seine Einstellung zu ihnen war durchaus positiv: „Können Marxisten den Weg bahnen für eine größere Ideologie?“ fragte er im Ruhrgebiet. „Warum nicht? Sie hatten immer Verständnis für Neues. Sie sind die Vorkämpfer gewesen. Sie gehen für ihren Glauben ins Gefängnis. Sie sterben sogar für ihren Glauben. Warum sollten sie nicht auch leben können für dieses überlegene Denken?“<sup>8</sup>

In den frühen fünfziger Jahren kamen viele hartgesottene Kommunisten aus dem Ruhrgebiet nach Caux, dem Konferenz- und Schulungszentrum in der Schweiz. Die Art zu leben, die sie in Caux sahen, interessierte sie. „Mein Leben lang habe ich die Internationale gesungen“, sagte einer von ihnen. „Hier sehe ich sie zum ersten Mal gelebt.“

Diese Männer waren Atheisten, und oft war ihr erster Schritt der Versuch, ohne Gott, aus eigener Kraft, die Maßstäbe zu leben, die sie als richtig erkannten. Einer von ihnen war Max Bladeck, sechsundzwanzig Jahre lang Parteimitglied, dann Vorsitzender der Bergarbeitergewerkschaft seiner Stadt.

Das brachte die Kommunistische Partei in Schwierigkeiten. Jahrelang war es ihre Strategie gewesen, andere Körperschaften zu infiltrieren, jetzt wurden sie selber „infiltriert“. Schließlich schlossen die Kommunisten vierzig ihrer leitenden Männer in West-Deutschland aus der Partei aus, wegen „Verkehr mit einer entgegengesetzten Ideologie“.<sup>9</sup> Inzwischen geschah alles mögliche, um jene, die in Caux gewesen waren, in Mißkredit zu bringen.

Bladecks frühere Parteifreunde wußten, daß der Alkohol seine Schwäche war. Sie brachten ihn wieder dazu zu trinken und sich mit einer Frau einzulassen, die sie neben ihn gesetzt hatten. Im Rausch ließ er sich gehen. Und sofort wies die

Partei im ganzen Ruhrgebiet mit Fingern auf ihn und sagte: „Seht doch, wie scheinheilig die Leute von Caux sind!“

Bladeck schämte sich so sehr, daß er an Buchman schrieb, keiner von dessen Freunden solle ihn besuchen. „Ich habe Sie verraten“, sagte er.

Buchman, der damals in Amerika war, telegraphierte zurück:

„Menschlich ist es, in Sünde zu fallen, teuflisch ist es, darin zu verweilen; christus-ähnlich ist es, sich aus der Sünde zu erheben. Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, wäscht uns von allen Sünden rein. Ich glaube an den neuen Max. Herzlich, Frank.“

Dieses Telegramm zerschmetterte den harten Kern von Atheismus und Zynismus in Max. Er sah ein, daß er Hilfe brauchte — daß er ein neues Leben nicht aus eigener Kraft leben konnte. Er fand zum Glauben.

Bei Gelegenheit jedoch, wenn Buchman durch Fürsorge das Recht dazu verdient hatte, gab es auch härtere Worte. Der Tolon Na, damals Präsident des Rates für die nördlichen Gebiete von Ghana, ein würdevoller mohammedanischer Häuptling, erzählt, wie sich Buchman eines Tages mit der Frage an ihn wandte: „Wann haben Sie zum letzten Mal gestohlen?“ „Das traf mich wie eine Unterwasserbombe. Mein Herz stand beinahe still“, berichtete der Tolon Na weiter. Es war der Wendepunkt seines Lebens.

Auf welche Weise gewann Buchman die Menschen?

Interessant ist der Fall von Oliver Cordoroy.

Oliver kam gleich nach dem Krieg nach Caux, noch in Uniform. Nach ein paar Tagen äußerte er sich gar nicht begeistert. Er wolle aber alles weiter untersuchen. Darauf Buchman mit einem Augenzwinkern: „Ich werde also geprüft?“ Dann lud er den jungen Mann ein, mit ihm nach Amerika zu fahren, dort sein Auto zu lenken und überhaupt sein „Adjutant“ zu sein.

Von Zeit zu Zeit sehnte sich Oliver im Lauf des nächsten Jahres danach, wieder frei zu sein. Denn als Buchmans Adjutant zu arbeiten, bedeutete, vierundzwanzig Stunden im

Dienst zu sein, ihn ständig zu begleiten und zu tun, was getan werden mußte.

In Frankreich sagte Buchman eines Tages zu ihm: „Heute abend fahre ich nach Italien und werde dich nicht mehr brauchen. Hilf mir bis zu meiner Abreise, dann bist du frei!“ Oliver brachte Buchman zum Bahnhof, und dann hatte er, wie er sagte, „eine ernsthafte Stille Zeit“. — „Bis dahin ging ich dorthin, wohin Buchman ging“, erklärte Oliver. „Nun mußte ich mich selbst entscheiden.“ Sein Gedanke war: „Bleibe bei Buchman!“ Also packte Oliver schnell seinen eigenen Koffer und nahm ein Taxi zum Gare de Lyon. Am Bahnsteig keuchte er hinter Buchman her, der sich plötzlich umdrehte und ihn anbrüllte: „Was tust du hier?“

„Ich hatte eine eurer verfluchten Stillen Zeiten, und es kam mir der Gedanke, ich soll bei Ihnen bleiben.“

„Steig ein!“ sagte Buchman.

„Ich muß mir eine Fahrkarte kaufen“, erwiderte Oliver.

„Die habe ich schon“, gab Buchman zur Antwort. „Weißt du, ich kann nicht Leute bei mir haben, nur weil ich sie dazu aufgefordert habe. Sie müssen es freiwillig tun.“

Man konnte nie wissen, was Buchman von einem dachte. Als ich sein Mitarbeiter wurde, war er einige Jahre erstaunlich tolerant meiner Einbildung und meinen lautstarken Meinungsäußerungen gegenüber. Ich erinnere mich, wie ich ihm, aus Oxford kommend, in Kopenhagen einmal sagte, er behandle den Eigentümer einer Zeitung, den er schon jahrelang kannte, nicht richtig. Er dankte mir ganz ernsthaft. Ein Jahr später gab ich einen Konferenzbericht über seine Arbeit heraus, er schickte einen Freund zu mir, der mir ganz sanft vorschlagen sollte, etwas, das Buchman geschrieben hatte, in den Bericht aufzunehmen; aber in meinem Eigendünkel fand ich es nicht gut genug. Auch einen anderen Vorschlag, den er machte, lehnte ich sehr bestimmt ab. „Dein Beitrag war so großartig, daß ich gerne nachgebe“, sagte er mit leiser Ironie, die mir damals entging.

Später muß er beschlossen haben, daß ich nun festere Nahrung brauche. Als ich in einer unwesentlichen Sache anderer Meinung war als er, legte er den Finger auf eine meiner Charaktereigenschaften: „Deine Störrigkeit und dein

Besitzenwollen“ war sein treffender Ausdruck, und er erinnerte mich zu allen möglichen und unmöglichen Zeiten daran, bis ich die Symptome selbst erkannte, wenn sie aufkamen.

Als ich Buchman kennenlernte, war er vierundfünfzig, gesund und kräftig. Während des Krieges in Amerika erlitt er einen Schlaganfall, und man dachte nicht, daß er ihn überstehen könnte. Er rief seine Freunde zu sich und verteilte an sie das wenige, das er besaß.

Überraschenderweise blieb er am Leben. Als er aus tiefer Bewußtlosigkeit erwachte, murmelte er: „Ich habe die ausgebreiteten Arme Christi gesehen — sie waren wunderbar.“ Später sagte er: „Ich mußte mich entscheiden, ob ich gehen oder bleiben sollte, und ich mußte bleiben. Es gibt noch so viel zu tun. Ich werde noch zwanzig Jahre leben.“ Und das stimmte beinahe auf den Tag.

Seit jener Zeit konnte er nicht mehr ohne Hilfe gehen. Dennoch reiste er mehrmals um die Welt. Oft mußte er Treppen hinaufgetragen oder im Rollstuhl gefahren werden, oft hatte er Schmerzen, manchmal war er reizbar oder schlecht gelaunt, gelegentlich auch entmutigt, obwohl er es selten zeigte. Trotzdem brachte diese Zeit den Höhepunkt seines Wirkens. Dazu gehörten die jährlichen großen Versammlungen in Caux und auf der Insel Mackinac in Michigan und an anderen Orten mit Menschen aller Kontinente, jedes Standes, jeder Herkunft, jeder Religion. Es war die Zeit, als er für die Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland wirkte<sup>10</sup> und zwischen Japan und dessen ehemaligen Feinden. Damals hatte er auch einen großen Anteil an der Änderung von Menschen, durch die Tunesien, Marokko und andere afrikanische Länder ohne Blutvergießen ihre Freiheit erlangten.<sup>11</sup>

Zu seinem achtzigsten Geburtstag schrieb die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*: „Als Botschafter der Moral genießt Frank Buchman heute, über alle nationalen Grenzen hinaus, ein fast unbegrenztes Vertrauen. Seine uneigennützig Mittlerrolle wird, der Öffentlichkeit meist unsichtbar, immer wieder in Anspruch genommen. Dieser schmächtige, fast asketisch wirkende Mann, der ohne Pathos, ohne hinreißende rednerische Be-

gabung dennoch faszinierend auf seine Hörer wirkt, ist nach und nach zu einem Gewissen der Welt geworden.“<sup>12</sup>

Trotzdem galt Buchmans Sorge in erster Linie einzelnen Menschen. Was sagte er ihnen? Ich denke da an einen jungen Mann, der sich gerade erst seiner Arbeit angeschlossen hatte.

Als er ihm einmal das Frühstück in sein Zimmer brachte, sagte Buchman: „Wenn du hier arbeiten willst, mußt du dich bitte an das Kreuz halten und nicht an Regeln. Weißt du, was das bedeutet? Wir wollen es besprechen.

Vertraust du dem Gott, dem du dienst? Ist er absolut verläßlich? *Absolut* verläßlich? Du mußt ihn schließlich lieber haben als alle Menschen und alle Dinge. ‚Liebst du mich mehr als diese?‘ ER hat das gesagt. Kannst du das mit ‚Ja‘ beantworten?

Mein Junge, so weit mußt du kommen. Ohne ihn tritt nicht über die Türschwelle. Mit ihm reise durch die Welt. Es ist wahr: ‚Er geht mit mir, er spricht mit mir und sagt, ich bin sein eigen.‘ Kennst du dieses Gefühl? Das solltest du nämlich. Es ist dein Geburtsrecht.

Ich rate dir: Halte dich an absolute Ehrlichkeit. Glaube nicht, daß es dein Lebensziel sein kann, die Sünde zu vermeiden. Manche glauben das, und wie plagen sie sich damit! Du brauchst einen Sinn für die Richtung, die du deinem Leben geben sollst. Weißt du das? Wie steht es mit deiner Geschwindigkeit? Wenn du schnell fährst, bleibt der Schmutz nicht kleben. So ist es auch mit der Sünde. Läßt du dich von Wundern überhäufen? Warum nicht? Gottes Wunder sind nicht rationiert.“

Es ist merkwürdig, daß jemand, der aus seiner christlichen Überzeugung so wenig einen Hehl machte, auch ein Magnet für Menschen anderer Religionen war. Als fünf buddhistische Äbte aus Burma zur Feier seines achtzigsten Geburtstages kamen, sagte ihr Sprecher U Narada: „Eine solche Persönlichkeit gibt es in tausend Jahren nur einmal.“<sup>13</sup>

Buchmans Verleumder haben es schwer: Je mehr sie auf seine Mängel hinweisen — die wirklichen und die ihm nachgesagten —, desto mehr beweisen sie, daß er recht hatte, wenn er meinte, die Kraft, die durch ihn wirke, wäre nicht seine eigene.

## Howard wagt den Schritt

Buchman hatte den Zweiten Weltkrieg vorausgesehen. Schon als er im Jahr 1935 aus Deutschland zurückkehrte, sagte er, das Land „rieche nach Krieg“.

Arbeitsminister M. Ernest Brown hatte uns, die wir uns vollzeitlich einsetzten, wegen der Beschaffenheit und Bedeutung unserer Arbeit vorerst freigestellt. So mußte sich jeder von uns persönlich entscheiden, was er machen sollte. Einige vollzeitliche und die meisten unserer besten Teilzeitmitarbeiter meldeten sich zum Militär. Ungefähr dreißig von uns entschieden sich dafür, unsere Arbeit in der Moralischen Aufrüstung weiterzuführen.

Es begann an einem Nachmittag im Juni 1940. Kurz nachdem Churchill Premierminister geworden war, besuchte mich Mrs. Edith Ducé, die Sekretärin des Generaldirektors der *Express-Zeitungen*.

Mrs. Ducé war eine tüchtige, feinfühlig-fünfundfünfzigjährige Frau, die sich vor einigen Monaten entschieden hatte, ihr Leben von Gott ändern zu lassen. Als Sekretärin des Generaldirektors stand sie im Brennpunkt der Ereignisse in der Redaktion des *Express* in der Fleet Street, und sie klatschte gern über das, was sie erfahren hatte. Jetzt hatte sie damit Schluß gemacht. Das gefiel einigen, aber andere ärgerten sich, und sie war einer regelrechten Verfolgung ausgesetzt. Manchmal ging sie mittags in die Kirche, um Mut zu fassen, und manchmal sprach sie gern mit jemandem nach der Arbeit.

An diesem Juninachmittag gingen wir im Green-Park spazieren. Sie sprach nicht über sich selbst, sondern über Peter Howard. „Ich glaube, Sie sollten mit ihm reden“, sagte sie.

Howard steckte anscheinend in einer Krise. In den letzten sieben Jahren hatte er unter Lord Beaverbrooks persönlicher Anleitung eine äußerst erfolgreiche politische Spaltenserie aufgebaut. Er war ein Journalist, der hart zuschlug. Später schrieb er selbst darüber: „Es war ein Teil meiner Philosophie, daß es amüsanter und auch verdienstvoller ist, Männer im

öffentlichen Leben anzugreifen, statt sie zu verteidigen. Wenn ich zuschlug, sollte es wehtun.“ Es gab kaum einen Sonntag, an dem nicht irgendein Minister von Howards Feder aufgespießt wurde.

Aber jetzt war Lord Beaverbrook dem Kriegskabinett beigetreten. Deshalb hatte der Chef von Mrs. Ducé kurzerhand angeordnet, nicht mehr über Politiker zu schreiben — „solange der Alte in der Regierung sitzt“. Howard war wütend. Obwohl er damals Leitartikel für alle drei Beaverbrook-Blätter schrieb, war diese politische Spalte für ihn das Wesentlichste.

Er sah seine Karriere vernichtet, und Mrs. Ducé, der Prellbock zwischen ihm und dem Chef, war der Wucht seines Mißvergnügens ausgesetzt. „Ich habe Peter gesagt, daß Sie ihm helfen könnten“, schloß Edith. „Ich vermute, er wird Sie anrufen.“

Aber wollte Howard „Hilfe“? Oder war er auf der Suche nach einem Menschen, der anstelle der Politiker Opfer seiner Spalten werden könnte? Fast alle meine Freunde rieten zur Vorsicht. „Hände weg!“ sagte Arthur Baker von der *Times*. „Wenn du Pech anrührst, besudelst du dich.“

Ich war Howard nur einmal begegnet, aber in Oxford hatte ich von ihm gehört als von einem gutaussehenden Burschen mit viel Schneid und Humor; der Mann mit dem dünnen Bein, der es zum Kapitän der Rugby-Nationalmannschaft gebracht hatte. In meinem ersten Jahr in Oxford war er maßgeblich an der Leitung einer Universitäts-Zeitung beteiligt gewesen. 1938 hatte ich einmal ein paar Minuten lang mit ihm im *Express* gesprochen und ihn höflich und nicht unfreundlich gefunden.

Am nächsten Morgen in meiner Stillen Zeit war mir der unerwartete Gedanke gekommen, daß er eines Tages mit uns arbeiten würde, und es war die Erinnerung an diesen Gedanken, die mich dazu bewog, Bakers Rat zu ignorieren, falls Howard mich wirklich sprechen wollte. Das Unwahrscheinliche geschah am nächsten Tag, und wir verabredeten uns in ein Café.

Als ich im Autobus den „Strand“ entlang rumpelte, kam mir der Gedanke, Howard eine einzige Geschichte zu erzählen und dann zu gehen. Als wir bei Tee und Kuchen saßen,

erzählte ich ihm von der Änderung des amerikanischen Journalisten Fraser. Dann stand ich auf und sagte, ich müsse gehen.

„Was?“ sagte Howard. „Wir haben ja noch gar nicht richtig begonnen! Wann können wir uns wiedersehen?“

„Wollen Sie das denn überhaupt?“

„Ja.“

Wir verabredeten für den folgenden Mittwoch ein Mittagessen, und ich war froh, daß ich noch eine Woche Zeit hatte, bevor mich seine Feder aufspießen würde.

Vincent Evans von der *News Chronicle* lieh mir seine Wohnung für das Mittagessen. Ich dachte viel darüber nach und betete, denn ich wußte, diesmal konnte ich nicht gleich nach dem Essen aufbrechen. Mein einziger klarer Gedanke war: Sage Howard, daß er verteufelt selbstsüchtig ist. Menschen sterben, damit wir in Sicherheit sind, und seine einzige Sorge ist, nicht über Politik schreiben zu dürfen.

Da das alles war, dachte ich, ich sollte es lieber gleich anbringen und dann abwarten.

Als wir uns dann zu Tisch setzten, sagte ich: „Ich hatte diese Woche einen Gedanken für Sie.“

Das fand er interessant. „Möglicherweise kommt er von Gott“, fügte ich noch hinzu. Das fand er noch interessanter. Er war mit dem Entschluß gekommen, Material für eine Entlarvung unserer Gruppe zu sammeln; für ihn ein vielversprechendes Ziel.

Ich teilte ihm meinen Gedanken mit. In seiner Erregung schien er das Interview zu vergessen. „Was schlagen Sie vor, daß ich tun soll?“ sagte er.

„Sie sollten sich ändern“, antwortete ich. „In einer solchen Krisenzeit kann es sich das Land nicht leisten, daß Menschen in Ihrer Stellung ein so kleines Ziel haben.“

„Was meinen Sie damit?“ erwiderte er, „ein Mensch kann sich nicht im Handumdrehen ändern!“

„O doch, Gott kann Sie ändern, wann immer Sie wollen.“

„Aber ich glaube nicht an Gott“, antwortete er, als ob die Sache damit erledigt wäre.

„Das ändert die Position Gottes nicht im geringsten. Er ist nicht abhängig davon, ob Sie an ihn glauben. Entweder er ist da oder er ist nicht da, das können Sie leicht herausfinden.“

Ich sagte noch, daß man auch nicht an die Elektrizität glauben müsse, um herauszufinden, ob es sie gibt. Man muß bloß den Schalter drehen.

Er schien interessiert und erkundigte sich, wie ich vor acht Jahren mein erstes Experiment in Oxford gemacht hatte.

Während wir redeten, betete ich um Führung, was ich als nächstes tun oder sagen sollte. Denn es war mir klar, daß dieses Gespräch leicht im Sande oder in einer spöttelnden Spalte des *Express* verlaufen, und daß ich nichts dagegen unternehmen könnte. Howard war gescheiter als ich, und hinter ihm stand eine große Zeitung.

Mit zwingender Gewalt kam der Gedanke, Howard aufzufordern, mit mir zu beten. Ich hielt es für verrückt, denn schon sah ich die Schlagzeile: „MRA-Mann betet mit mir!“ So unterdrückte ich den Gedanken. Doch er kam immer wieder, und schließlich verstand ich, daß ich es wagen mußte.

„Man kann auf sehr einfache Art herausbekommen, ob es Gott gibt oder nicht“, sagte ich zu Howard.

„Wie denn?“

„Wenn Sie ihn bitten, Ihr Leben zu übernehmen und es zu ändern; entweder er tut es, oder er tut es nicht. Tut er es, dann wissen Sie's. Wenn nicht, können Sie immer noch so weiterleben wie bisher.“

Eine lange Stille folgte.

„Also wollen Sie ihn jetzt darum bitten?“ brachte ich hervor.

Zu meiner Überraschung war Howard einverstanden. In Vincent Evans Wohnung knieten wir nieder.

Da hörte man schwere Schritte auf der alten Treppe aus Eichenholz. Howard sprang auf. Ich blieb, wo ich war. Die Schritte gingen vorüber. Howard ging wieder auf die Knie und begann zu beten. An den genauen Wortlaut erinnere ich mich nicht. Er bat Gott, wenn es ihn gäbe, ihm zu sagen, was er tun solle — und er wolle es dann auch wirklich tun.

Später schrieb Peter, wie ich ihn nun nannte, daß er mitgemacht habe, weil er dachte, er werde so mein Vertrauen gewinnen und etwas über den inneren Betrieb der MRA für seine Artikel erfahren. Ich aber glaube, das war nicht alles.

Jedenfalls ist es gefährlich, mit Gott zu sprechen, wenn man es gar nicht will. Er kann einen leicht beim Wort nehmen.

Wir gingen zurück in die Fleet Street. „Und was passiert jetzt?“ fragte Peter. Ich erzählte ihm, daß ich die erste halbe oder ganze Stunde des Tages damit verbringe, zu beten und auf Gott zu horchen. Ob er es nicht auch versuchen wolle?

In seinem Buch „Innocent Men“ („Unschuldige Männer“), das 1941 herauskam, beschreibt er, was geschah:

„Gleich am nächsten Morgen, nachdem ich Garth Lean getroffen hatte, machte ich mich daran, auf Gott zu horchen.

Ich saß da mit Papier und Bleistift, um meine Gedanken aufzuschreiben. Eigentlich empfand ich Widerwillen gegen das ganze Zeug. Etwas in mir war unbedingt dagegen. Aber aus zwei Gründen hielt ich durch. Ich wußte, daß Garth Lean mich fragen würde, ob ich auf Gott gehorcht und was ich aufgeschrieben hätte. Ich wollte mich in sein und seiner Freunde Vertrauen schleichen, um die ganze Wahrheit über sie herauszufinden.

Sie kamen mir vor wie hellrote Beeren: Im richtigen Licht betrachtet sehr hübsch, aber wahrscheinlich giftig.

Da saß ich also und wartete, daß Gott mir eine Nachricht schickte. Und ich war enttäuscht, als die Nachrichten, die ich empfang, höchst prosaisch und gewöhnlich waren. Ich notierte folgendes: ‚Schreibe nach Hause! Schreibe an Nanny (seine ehemalige Kinderfrau)! Versuche in der Redaktion zu helfen, soviel du kannst! Du hast keinen Grund, verbittert zu sein. Du bist zu schnell bereit, dich über andere lustig zu machen und sie aufzuziehen!‘

Man kann das alles als Gedanken abtun, die einem so zufällig in den Sinn kommen. Obwohl ich erwähnen muß, daß ich keinen echten Grund zur Verbitterung hatte.

Dann kam der Gedanke: ‚Zahle dem Sergeanten Smith die fünf Pfund zurück, die du ihm schuldig bist!‘

Wieder kann man einwenden: Der Gedanke kam aus dem Unterbewußten. Doch das Experiment, auf Gottes Stimme zu hören, begann mich zu interessieren und nicht mehr bloß zu irritieren.

Bei den fünf Pfund des Sergeanten Smith ging es um folgendes:

Er war ein kleiner Kerl, der, als ich an der Universität war, frühmorgens auf seinem Rad durch die Straßen von Oxford fuhr, um Rücken und Beine der Rugby-Spieler zu massieren und den neuesten Rugby-Klatsch von einem zum andern zu tragen. Achtmal zahlte ich ihm regelmäßig in jedem Trimester fünf Pfund.

Im neunten Trimester massierte er mich wie gewöhnlich. Aber ich verließ Oxford, ohne zu bezahlen.

Soweit ich mich erinnere, hat er keine Rechnung geschickt. Und beinahe zehn Jahre lang hatte ich keinen Gedanken an die Angelegenheit verschwendet, bis es mir jetzt einfiel, als ich dasaß und ‚auf Gott horchte‘.

Manche können das vielleicht als einen Gedanken aus dem Unterbewußten abtun, der mich die ganzen Jahre über gequält hat. Ich glaube nicht, daß das stimmt. Denn eine Schuld von fünf Pfund hat mich niemals gequält.“<sup>2</sup>

Peter überwies dem Sergeanten die fünf Pfund. Am nächsten Tag kam ein neuer Gedanke: „Zahl dem Komitee, das dir eine Unterstützung für die Studien gewährt hat, 150 Pfund!“ Die Tatsache, daß Peter es sofort tat, schien der Beweis zu sein, daß er das Experiment ernst nahm.

Dann bekam er andere Führungen. Nicht mehr nur, was er wiedergutmachen sollte, sondern, was er tun müsse. Er berichtete:

„Zu Beginn der Luftangriffe war ich erschreckt, aber tollkühn. Obwohl voller Unruhe, reizte es mich, draußen auf der Straße zu stehen und den Bombenhagel zu beobachten, als die Londoner Hafenanlagen zum ersten Mal bei Tag angegriffen wurden.

Bald nachdem ich Garth Lean versprochen hatte, Gott gehorsam zu sein, kam mir der Gedanke, ich brauche nichts zu fürchten, wenn ich mich Gott anvertraue, aber es wäre unrecht, während eines Luftangriffes unnötigerweise auszugehen.

Erklärt das, wie ihr wollt, aber von dem Augenblick an war ich während der Luftangriffe nicht mehr übermäßig beunruhigt.

Als im letzten Sommer die Invasion dieses Landes durch Hitler unmittelbar bevorzustehen schien und die Luftangriffe in vollem Gang waren, war ich zutiefst besorgt um meine

Familie. Meine Frau und die Kinder, drei an der Zahl und alle unter sieben, wohnten in einem Landhaus in Suffolk. Damals schien es jederzeit möglich, daß die Deutschen versuchen würden, Truppen auf unserer Insel zu landen. Und Ost-England schien ein geeigneter Ort für eine solche Landung.

Ich konnte mich nicht entscheiden, was mit meiner Familie geschehen sollte. Erst dachte ich, sie sollte nach Cornwall ziehen. Dann nach Cumberland. Eine Zeitlang spielte ich sogar mit dem Gedanken, sie nach Amerika zu bringen, damit sie in Sicherheit waren.

Garth Lean schlug vor, ich solle die ganze Frage Gott anheimstellen. Mir schien dieser Vorschlag ein wenig lächerlich. Aber trotzdem betete ich um Führung und wartete. Bald kam der klare, zwingende Gedanke: „Laß sie, wo sie sind. Laß sie dort! Hab Vertrauen! Die Menschen sind überall nervös. Andere Leute in unserem Dorf können nicht fort. Es liegt an Menschen wie dir und den Deinen, ein Beispiel von gesundem Menschenverstand und Vertrauen zu geben.“

So blieb meine Familie in Suffolk. Was auch geschehen mag — seit jenem Augenblick hatte ich keine wirkliche Angst, und an einen anderen Aufenthaltsort für sie dachten wir nicht mehr.“<sup>3</sup>

Ungefähr zu jener Zeit lud mich Peter für das Wochenende nach Suffolk ein. Ich nahm an, und zeitig am Sonntagmorgen fuhren wir hin, nachdem er den *Sunday-Express* druckreif gemacht und selbst die Nacht in der Redaktion verbracht hatte. Unterwegs erfuhr ich, daß Peter seiner Frau Doe nichts von seinem Experiment erzählt hatte, und „sich selbst ohrfeigen könnte, weil er so ein Esel war“, mich einzuladen, denn nun würde die ganze Geschichte herauskommen.

Doe holte uns im Jagdwagen vom Bahnhof ab, und wir fuhren zu der halbverkommenen Farm, die sie ein Jahr vorher gekauft hatten. Während Peter mit dem Vorarbeiter durch die Farm ging, zogen Doe und ich Rüben aus. Als wir so arbeiteten, plauderten wir, und bald wurde klar, daß Doe soviel über Experimente wußte wie Peter. Sie hatte im geheimen ein Buch gelesen, das Peter im Haus zurückgelassen hatte: „Nur für Sünder“. Sie hatte auf eigene Faust begonnen, auf Gott zu hören, und sich mit einer Wäscherin im Dorf ver-

söhnt, mit der sie Streit gehabt hatte. Nun wollte sie wissen, was der nächste Schritt sei.

Gerade da kam Peter zurück, und es fiel kein weiteres Wort mehr darüber. Früh am nächsten Morgen kam er mit Doe in mein Zimmer und sagte äußerst verlegen: „Garth, jetzt mußt du Doe sagen, was wir gemacht haben.“

„Muß ich gar nicht“, erwiderte ich, „sie hat selbst das gleiche Experiment gemacht.“ Dann gingen wir alle drei gemeinsam in die Stille vor Gott.

Das Neuerstehen von Peters Familienleben, das so glücklich und schöpferisch wie nur möglich wurde, wird von ihm selbst in seinen Büchern erzählt und neuerdings auch von seiner Tochter, Anne Wolrige Gordon in „Aufbruch zum modernen Menschen“. Wie er selbst in „Unschuldige Männer“ berichtet, gab es einige Wochen, in denen er mich nicht sehen wollte, weil er nicht bereit war, eine Führung anzunehmen — nämlich mit Doe über ein bestimmtes Ereignis ehrlich zu reden —, obwohl ihm der Gedanke immer wieder gekommen war. Das machte mir aber keinen Kummer, denn Peter hatte ja seinen Vertrag mit Gott geschlossen und nicht mit mir. Zur gegebenen Zeit gehorchte er, und sein Weg lag frei vor ihm.

In der Fleet Street indessen kam die MRA in jenem August häufig unter Beschuß, besonders in Tom Dribergs Spalte im *Express*. Peter sagte mir, er glaube, er solle eine Erwiderung darauf für den *Express* schreiben. Das tat er, aber der *Express* wollte sie nicht drucken. Der Herausgeber weigerte sich.

Das führte dazu, daß Peter „Innocent Men“ („Unschuldige Männer“) schrieb — auf den Titel kam er durch „Guilty Men“ („Schuldige Männer“), jenes berühmte Buch gegen Chamberlain, das er gemeinsam mit Michael Foot und Frank Owen verfaßt hatte und das unter dem Pseudonym „Cato“ herauskam. Schon in der ersten Woche unserer Bekanntschaft, als man noch nicht wußte, wer die Autoren waren, hatte mir Peter ein Exemplar gegeben. Darin stand: „Dieses Buch ist so böse wie ich.“

Nach dem Erscheinen von „Innocent Men“ mußte Peter den *Express* verlassen, denn Dick Plummer, der vorübergehend für die Zeitung verantwortlich war, hatte ihm verboten, das Buch zu veröffentlichen. Peter aber dachte: Die

Wahrheit über eine große, weltweite Bewegung zu veröffentlichen ist wichtiger als das Schicksal *eines* Journalisten, selbst wenn der Journalist mir so wichtig ist, wie ich es mir bin.<sup>4</sup>

Über Nacht fiel Peters Einkommen von dem eines der bestbezahlten Journalisten auf Null. Er fuhr nach Suffolk und versuchte, mit seiner Familie von der halbverkommenen Farm zu leben. Zu der Zeit hatten die Militärärzte mich für dienstuntauglich erklärt, und so konnte ich einen großen Teil der folgenden drei Jahre dort bei ihm verbringen. Für uns alle war es ein Abenteuer im Glauben. Does Mut war wie ein Felsen, und nach zwei Jahren wurde die Farm als der „Kategorie A“ zugehörig erklärt. Außerdem wurde sie für Hunderte, die aus dem ganzen Land kamen, zu einem Zentrum neuen Lebens.

Nach Beendigung des Krieges fuhr Peter nach Amerika, um Buchman kennenzulernen. Von Anfang an arbeiteten sie gemeinsam. Doch kamen vier Jahre, in denen, wie Howard erzählt, Buchman wenig oder nichts mit ihm zu tun haben wollte. „Von einem Tag auf den andern verriegelte und versperrte Buchman jedes Tor und Fenster in unserer Beziehung. Nichts, was ich tat, war recht. Öffentlich und privat, zur Zeit und zur Unzeit wurde ich angegriffen und zurechtgewiesen. Buchman war entschlossen, mich von Gott allein abhängig werden zu lassen, und mir jede menschliche Autorität als Fundament zu entziehen.“<sup>5</sup>

Ungefähr zu Ostern 1950 wurde es anders. Howard schrieb: „Ich hatte zwei klare Gedanken: ‚Lebe Gott zuliebe absolute Reinheit. Du wirst für alle Zeit im Herzen dieser Revolution deine bleibende Wohnung aufschlagen.‘ Das bedeutete für mich die gleiche Trennung von jeder menschlichen Sicherheit wie die, der Buchman gegenüberstand, als er seine bezahlte Stellung aufgab. Es hieß, für alles bereit zu sein, was Gott je verlangen könnte.“<sup>6</sup>

Howard traf diese Entscheidung, aber sagte nichts darüber. Bald danach ging er eines Tages den Flur entlang und hörte Buchman sagen: „Ganz wie in alten Zeiten, Peter, nicht wahr?“

In den nächsten elf Jahren bis zum Tode Buchmans arbeiteten die beiden zusammen wie ein Mann. Peter entwickelte sich zu einem christlichen Staatsmann mit bemerkenswertem Einfühlungsvermögen, mit Weitsicht und Wirksamkeit.

## Wir heiraten – und nachher

Margot verbrachte den Krieg in einem geräumigen Landhaus in Cheshire, in Tirley Garth, wohin während des Blitzkrieges die administrative Arbeit der Moralischen Aufrüstung aus London evakuiert wurde. Margot und sechs andere Mädchen verwandelten den Garten und die dazugehörigen Grundstücke in einen der ertragreichsten Gemüsegärten jener Gegend. Ihr Lauch und der Kopfsalat waren auf dem Markt von Liverpool berühmt, wohin Margot das Gemüse vor oder bei Tagesanbruch in einem alten Lastauto schaffte.

Acht Stunden am Tag und vier am Samstag arbeiteten sie schwer. Die Tennisplätze und Terrassen zu pflügen war keine Spielerei, und ihr einziges Gerät war ein handgelenkter Traktor, ein wahres Scheusal.

Margot und ihre Kolleginnen beeilten sich nach der Tagesarbeit und schrieben Artikel, die regelmäßig in zweihundert Wochenzeitungen erschienen oder vervielfältigt als Rundschreiben an Hunderte von Soldaten in der ganzen Welt gingen.

Das Landhaus Tirley Garth beherbergte während des Krieges zirka fünfzig Menschen, aber an den meisten Wochenenden waren es über hundert, wenn Soldaten, die auf Urlaub waren, und Arbeiter aus den kriegswichtigen Industrien von Yorkshire, Lancashire und anderen Betrieben zu Konferenzen kamen. Die „Landmädchen“ hatten sich gerade dort zur Verfügung gestellt, um gleichzeitig dieses Zentrum zu erhalten und auszubauen, denn das Leben und das Wachstum so vieler hing davon ab. Gewöhnlich verbrachten sie sogar ihren zweiwöchigen Jahresurlaub in Tirley, und die Soldaten sagten, daß die freiwillige Disziplin dort — in der man den Tag mit einer Stunde Stille Zeit begann — strenger war als der Dienst.

Fünfzehn ältere Frauen hatten ihr eigenes Zuhause aufgegeben und waren nach Tirley gekommen, um dort das Kochen und Putzen zu übernehmen. Ihre Einigkeit war beispielhaft. Das Geheimnis in diesem Haushalt, den man heute

eine Kommune nennen könnte, war die Ehrlichkeit: Ehrlichkeit mit und über sich selbst, eine Haltung, die man etwa so formulieren könnte: „Heute mag ich dich nicht; was stimmt da nicht mit mir?“ Dazu kommt die Gewißheit, daß Änderung möglich ist. Johannes drückt es so aus: „Wenn wir im Licht wandeln, so wie Er im Licht ist, haben wir Gemeinschaft miteinander. Und das Blut Jesu Christi wäscht uns von allen Sünden rein.“

Margot und ihre Freundinnen fanden Hilfe für ihre Aufgaben auch durch die Änderung, die im eigenen Charakter und im Charakter ihrer Gäste bemerkbar wurde.

Nach Kriegsende wurde Tirley ein Zentrum, von dem aus der Wiederaufstieg der britischen Industrie — Teile davon lagen nicht mehr als fünfundsiebzig Kilometer entfernt — unterstützt werden konnte. Man konzentrierte sich besonders auf die Kohlenindustrie und begann mit den führenden Bergarbeitern von Nord-Staffordshire, die während des Krieges nach Tirley gekommen waren.

Als eines Abends während der ersten Friedensweihnacht im Jahr 1945 einige Bewohner von Tirley um den Lichterbaum saßen, kam Margot plötzlich der Gedanke, daß sie und ich am nächsten Weihnachtsfest beisammen sein würden. „Das fiel mir zu, wie ein goldener Apfel vom Baum fällt“, erzählte sie mir später.

Noch aber geschah nichts. Doch als sie am Morgen des 18. Mai vom Garten hereinkam, wußte sie mit Bestimmtheit: „Heute wird Garth kommen und mir einen Antrag machen.“ Abends kam ich, und sechs Wochen später wurden wir von Frank Buchman in der dortigen Methodistenkirche getraut — während einer Pause unserer Aktion im Kohlenrevier von Yorkshire. Als Margot ihn von unserer Hochzeitsreise aus anrief, fragte er: „Nun, wie ist es?“ — „Es ist wunderbar“, erwiderte sie. „Nun, sieh zu, daß es wunderbar bleibt“, sagte er.

Es blieb wunderbar — und wir bedauern die zwölf Wartefahre nicht, obwohl wir anderen nicht raten würden, es uns gleichzutun. Gottes Zeitrechnung ist nicht die unsere — aber sie ist immer originell.

Ich kenne Leute, die unter Gottes Führung zu leben ver-

suchten und sich sehr bald verlobten, nachdem ihnen der Gedanke zum erstenmal gekommen war. Bei anderen dauerte es danach noch lange Zeit. Aber ich kenne keine Ehe, die unter Gottes Führung geschlossen wurde und später auseinander ging. Und es gibt Hunderte, ja Tausende solcher Ehen.

In unserem Fall spielten besondere Umstände eine Rolle. In den dreißiger Jahren führte uns unsere Arbeit oft in verschiedene Kontinente. Während des Krieges schien es nicht richtig, persönliche Pläne zu machen und eine Familie zu gründen. Aber der Hauptgrund für die Verzögerung war, daß es erst 1946 Gottes Wille zu sein schien.

Nachdem wir im ersten Kriegsjahr oft zusammen waren, spürte Margot, daß ich in ihren Gedanken einen zu großen Platz einnahm. „Alles drehte sich darum, ob ich dich sehen werde. Ob mein Tag hell oder düster war, hing davon ab, ob ich einen Brief von dir bekam, auch wenn er rein sachlich war.“

Ohne es auszusprechen, gerieten wir in eine abhängige Beziehung zueinander, und Margot ließ mich wissen, daß dies aufhören müsse. Ich erinnere mich, daß ich in jenen Tagen der Blitzangriffe auf London oft das Gefühl hatte, es wäre gut, von einer Bombe erwischt zu werden.

Aber im großen und ganzen waren es für uns beide Jahre der schöpferischen Freiheit. Wie viele andere vor uns bewiesen wir, daß Gefühle geheiligt und für andere Menschen gebraucht werden können und daß es für junge Leute nicht nötig ist, Geschlechtsverkehr zu haben, wie viele behaupten, ja nicht einmal eine andere Menschen ausschließende Beziehung, um ein volles Leben zu haben.

Eine unserer schwedischen Freundinnen, ein attraktives einundzwanzigjähriges Mädchen, schrieb kürzlich:

„Reinheit beginnt mit einem persönlichen Opfer, aber ein Leben, in dem alles erlaubt ist, kostet den einzelnen und ganze Völker viel mehr. Reinheit ist eine Gabe Gottes, die immer größer wird. Unreinheit heißt, etwas an sich zu reißen, von dem ich immer mehr haben will, sobald ich es besitze.“

Man muß nicht probieren, unrein zu leben, bevor man weiß, daß es nicht befriedigt; aber Reinheit muß man ausprobieren, um zu wissen, daß sie befriedigt.

Was tut man, wenn man sich dafür entschieden hat und

dennoch Versuchungen kommen? Wenn man fällt oder beinahe fällt? Ich kann dreierlei tun: Ich kann aufgeben und fallen, oder ich kann mich aus eigener Kraft zwingen, aufzustehen und herauszukommen — oder ich kann mich zu Gott hinwenden. Und wenn ich diese dritte Möglichkeit wähle, werde ich immer wieder finden, daß Gott sagt, ich müsse jetzt mein Herz viel weiter öffnen und jeden hereinlassen. In meinem Leben gehen Reinheit und Fürsorge Hand in Hand.“

Diese Erfahrung haben auch wir gemacht. Wir haben nicht immer danach gelebt; aber wir wußten, daß man frei wird, wenn man für andere da ist, und durchlebten auch getrennt voneinander reiche Jahre.

Vielleicht mußten wir in unserem Fall so lange warten, weil ich so lange gebraucht habe, bis ich die ganze Sache für immer Gott überließ. Aber wir sind beide der Meinung, daß diese Zeit nicht vergeudet war. So viele Probleme, an denen Ehen zerbrechen — oder die sie langweilig und trostlos machen —, fanden vor unserer Heirat eine Lösung, und unsere Ehe wird im Lauf der Jahre immer reicher. Nicht, daß wir nicht auch Schwierigkeiten hätten. Wir sind beide eigenwillig, und ich wenigstens bin auch sehr eingebildet. Oft hatte mir Margot einen Vorschlag gemacht, und ich hatte ihn als dumm abgewiesen, aber beim Nachdenken fand ich ihn vernünftig und viel besser als meine eigene Idee. Und es dauerte nicht lange, bis es meine eigene Idee geworden war, ohne daß ich es zugab. Ich mußte lernen, mich zu entschuldigen. Der Apostel Paulus hat uns geraten: „Durch Demut achte einer den andern höher als sich selbst.“ Für die Ehe ist dies ein unfehlbares Rezept.

Vollkommene Ehrlichkeit ist wesentlich. Zum Beispiel hat die Ehe mich nicht daran gehindert, andere Frauen zu begehren. Jede Versuchung kann zum gefährlichen Blick führen, dann zum Gedanken, zur Faszination und schließlich zum Fall. Wenn man die Versuchung zwischen Blick und Gedanken auf-fangen kann und mit sich selbst und miteinander ehrlich ist, kommt es niemals bis zum Fall.

Immer wieder müssen wir lernen, daß wir voneinander nichts fordern sollen und daß die wahre Befriedigung in Gott ist.

In den ersten Jahren unserer Ehe fuhr ich für acht Monate nach Indien. Ich wollte Margot und die Kinder nicht allein lassen — Geoffrey war sechs und Mary noch nicht einmal ein Jahr alt —, und ich war über die Trennung verstimmt und konnte anderen wenig helfen. Aber eines Morgens in Bombay kam mir in der Stille der Gedanke: „Dies kann der glücklichste Tag deines Lebens werden.“

Dieser Gedanke machte mich noch ärgerlicher, denn wenn das wahr wäre, schien es zu beweisen, daß auch Margot ohne mich glücklich und wir auch getrennt zufrieden sein könnten. Sobald ich aber diesen Gedanken von Gott annahm, war ich glücklich — und Margot auch.

Für eine Frau ist es nicht immer leicht zu wissen, wo ihre Pflicht liegt, wenn Mann und Kinder an verschiedenen Orten sind. Im selben Jahr, als ich nach Indien fuhr, hatte ich schon sechs Monate in Deutschland verbracht und damals Margot gefragt, ob es nicht richtig sein könnte, für eine Weile zu mir zu kommen. Unsere Tochter Mary war sieben Monate alt, und obwohl sie gut versorgt gewesen wäre, fiel Margot es schwer, sich zu entscheiden. Sie sah, daß sie in Bonn notwendig war, und freute sich auch darauf, bei mir zu sein. Aber als der Tag der Abreise kam, konnte sie sich einfach nicht entschließen, Mary zurückzulassen. Schließlich kniete sie nieder und sagte Gott, wie elend ihr zumute sei. Eine Weile wartete sie ganz ruhig. Dann kam ein Gedanke, der so klar war, als ob ihn jemand laut ausgesprochen hätte: „Jetzt hast du eine ganz kleine Vorstellung davon, was ich für jeden einzelnen Menschen empfinde, der von mir getrennt ist.“

Sie spürte, daß sie einen winzig kleinen Teil von Christi Leiden mit ihm teilen dürfe. „Von dem Augenblick an hatte ich keine Zweifel“, sagte sie, als wir uns in Bonn trafen, „ich spürte einen tiefen Frieden bei meiner Abreise.“ In Bonn konnte sie vielen Menschen helfen.

Es ist etwas Kostbares zu wissen, daß immer ein Dritter anwesend ist, wenn irgendeine Unklarheit zu beseitigen ist. Es gibt Tage, da wacht einer von uns — oder auch wir beide — verdrossen oder matt oder rebellisch auf. Wir können einander helfen, die Ursache zu finden, es in Ordnung zu bringen und erfrischt in den neuen Tag zu gehen. Wenn wir den

Tag niemals auch nur mit dem Schatten eines Zwistes beginnen, dann türmen sich keine kleinen Mißstimmungen zu großen auf, und wir können mit allem, was kommt, fertig werden.

Das ist besonders für unsere Kinder wichtig, vor allem, solange sie klein sind, wie wir es immer wieder bei unseren beiden gesehen haben. Kinder sind darin unübertrefflich, Uneinigkeiten zwischen den Eltern zu entdecken und sie auszunutzen. Wenn z. B. Konkurrenz um die Zuneigung des Kindes besteht, setzt das Kind zwar seinen Willen durch, aber es wird verunsichert. Uneinigkeit der Eltern entsetzt Kinder, selbst wenn sie sie für ihre Zwecke ausnützen.

Wir machten schon früh eine Entdeckung: Wenn wir jederzeit herausfinden könnten, was für das Kind gerade am nötigsten ist, würde ihm bald geholfen werden. Es ist grausam und wirkungslos, an einem Kind herumzunörgeln. Aber gleichzeitig wegen vieler Dinge zu nörgeln, auch wenn sie uns irritieren oder vor Verwandten und Bekannten Schande machen, ist doppelt grausam und verwirrend. Wenn man sich aber auf das konzentriert, was der nächste Schritt für die Charakterbildung des Kindes sein könnte, erfolgt die Heilung schnell und fast schmerzlos.

Es gab eine Zeit, in der Mary immer quängelte. Es gab damals noch manches andere, was anders werden sollte (wie bei uns), aber wir erkannten, daß dies im Augenblick der springende Punkt war. Wir beschlossen, alles andere hinzunehmen, aber in diesem einen Punkt fest zu bleiben. Wir sagten: „Mary, mit deinem Quängeln wirst du nichts mehr erreichen.“ Sie wußte, daß wir es ernst meinten und daß wir einig waren — und binnen achtundvierzig Stunden hörte sie damit auf, und niemals wieder fing sie ernstlich damit an.

In unserer Jugend sprachen die Psychiater oft von „beraubten Kindern“, von Kindern, die die elterliche Liebe entbehren mußten und diesen Mangel ein Leben lang spürten. Natürlich gibt es auch heute solche Kinder. Aber genauso häufig gibt es Eltern, die in Angst und Schrecken leben, weil sie befürchten, die Liebe ihrer Kinder zu verlieren. Daher wagen sie nicht, ihnen einen Wunsch abzuschlagen. Seltsamerweise werden solche Kinder gewöhnlich unglücklich — und im Lauf

der Jahre treten die schlimmsten Befürchtungen ihrer Eltern ein. Sogar Dr. Spock, der Apostel elterlicher Nachgiebigkeit, gibt jetzt zu, daß seine Lehren katastrophale Resultate haben.<sup>1</sup>

Geoffrey sagt, daß es einer der wichtigsten Tage seines Lebens war, als Margot verstand, daß es nicht um seine Liebe zu ihr ging, sondern daß sie ihm helfen müsse, Gott zu finden. Das geschah nach dem größten Familienkrach, den wir je hatten. Wir wohnten damals in einem kleinen Landhaus, wo ich mich von einem Herzleiden erholen sollte. Geoffrey war schwierig; unaufhörlich piesackte er Mary. So auch eines Tages beim Mittagessen. Ich verlor die Geduld und schickte ihn in sein Zimmer. Er rührte sich nicht. Ich stand auf und wollte ihm Beine machen. Margot fürchtete, ich könnte mich zu sehr erregen. Sie trat zwischen uns und gab Geoffrey eine Ohrfeige. Er stürmte aus dem Zimmer und lief in den Garten. Von dort bewarf er das Fenster mit Steinen. Als Margot hinausging, um ihn zum Aufhören zu zwingen, schlug er tüchtig auf sie ein.

Wir waren fassungslos.

Als wir darüber sprachen, entdeckten wir, daß Geoffrey, der im Internat gewesen war, glaubte, wir hätten nun Mary lieber als ihn. Das war uns nicht bewußt gewesen — und es stimmte auch nicht. Noch dazu lief Mary, die ihn mehr als ein Jahr nicht gesehen hatte, immer hinter ihm her und verlangte seine Aufmerksamkeit; das versetzte ihn in Wut. Es war erstaunlich, wie schnell wir Klarheit über diese Gefühle bekamen, als wir erst mit uns selbst und dann miteinander ehrlich wurden.

Im Verlauf jener Tage mußte Margot sehr ehrlich mit Geoffrey reden. Damals erkannte sie, daß sie ihm schön getan hatte, um seine Liebe zu behalten. Tatsächlich brachte diese Zeit sie einander erst wirklich näher. Seither haben sie einander noch lieber, aber sie sind unabhängig voneinander.

## Skandinavisches Smörgåsbord

Im September 1954 wurden Margot und ich mit den Kindern nach Skandinavien eingeladen. Das war für uns eine große Freude, nachdem ich zwei Jahre ohne Familie in Deutschland und Indien verbracht hatte. Geoffrey war sieben und Mary knapp zwei Jahre alt. Fast während ihres ganzen Lebens war ich fort von daheim gewesen, und nun fuhr ich voraus nach Stockholm, um sie zu erwarten. Was für eine Freude war es doch, als mich Mary in der Halle des Flughafens erblickte, auf mich zulief und „Vati, Vati“ rief!

Zum ersten Mal waren wir als Familie in Aktion. Mit einem Dutzend Menschen verschiedener Herkunft und Altersstufen sollten wir in einem Haus in Stockholm wohnen. Es war eine Art Kommune (bevor man noch von Kommunen sprach) wie in Tirley, nur kleiner. Das gab Gelegenheit, eine Antwort auf die Probleme zwischenmenschlicher Beziehungen zu leben, die in akuterer Form das Problem der meisten Kommunen zu sein scheinen.

Überdies wohnten wir in den nächsten zwei Jahren auch bei anderen Familien der vier skandinavischen Länder. Es gehört mit zum Interessantesten im Leben eines christlichen Revolutionärs, durch die Menschen, mit denen man arbeitet, und die Familien, bei denen man wohnt, ein Land nach dem anderen kennenzulernen. Den Durchschnittsdiplomaten geht es nicht so gut. Bei einer Sonnwendfeier lernten wir einmal den britischen Botschafter im Inselhäuschen eines Freundes kennen. Ich war überrascht, in welcher überschwenglichen Tönen der Botschafter und seine Frau davon sprachen, Gast bei einer schwedischen Familie zu sein. Ich hielt das für pure Höflichkeit. Aber einer seiner Beamten erzählte mir, daß die Grenzen ihrer Welt aus Cocktailparties und offiziellen Empfängen bestehen. Und manchmal sei leider der Kontakt noch begrenzter.

Margot und ich waren vor dem Krieg in Schweden, Norwegen und Dänemark gewesen, und Margot hatte auch zweimal Finnland besucht. In allen vier Ländern hatten wir

Freunde und wußten wenigstens so viel, daß wir nicht alle als homogene Masse in einen Topf warfen. Die Geschichte hat ihr Vermächtnis an Sympathie und Antipathie hinterlassen, denn verschiedene Male hat einerseits Schweden, andererseits Dänemark das andere Land beherrscht, und Schweden hat sowohl Norwegen als auch Finnland regiert. Auch waren Norwegen und Dänemark am letzten Krieg beteiligt, nicht aber Schweden. Zwischen Finnland und Norwegen besteht ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl.

Ich fragte Elavi Laine, den Leiter des Nachrichtendienstes beim finnischen Fernsehen, wie er die vier Länder in einem Satz beschreiben würde. „Haben Sie eine Tochter?“ fragte er. Ich bejahte. „Dann sollte sie einen Norweger heiraten — die sehen so gut aus —, in Finnland ein Haus erwerben, die Einrichtung in Dänemark kaufen und in Schweden wohnen.“ Dann fügte er hinzu: „Die Norweger essen, um zu leben; die Schweden essen, um zu trinken — und die Dänen leben, um zu essen.“ Für uns hat jedes dieser Länder seinen eigenen Reiz. Der dänische Humor, die norwegische Unabhängigkeit, das finnische „Sisu“ — der Mut, die Beständigkeit und die Hartnäckigkeit, die sie in Krisensituationen hinein- aber auch wieder herausführt — und der unter einer Maske der Formalität versteckte schwedische Großmut sind Eigenschaften, die wir schätzen lernten.

In der Mitte der fünfziger Jahre galt Schweden in der westlichen Mythologie als ein Wohlfahrtsparadies. Gewiß wurde dort für die Menschen von der Wiege bis zum Grabe besser gesorgt als irgendwo anders, und auch heute ist dort der Reichtum gleichmäßiger verteilt als in anderen Ländern. Aber gleich nach meiner Ankunft las ich von der Klage des Premierministers Erlander, daß sein Land trotz allem, was seine Partei geleistet habe, nicht glücklich sei. Die Selbstmordrate war hoch, und in Stockholm hatte es Revolten gegeben, wobei junge Leute die Polizei mit Steinen bewarfen — ein Phänomen, das wie andere schwedische Probleme in den folgenden zehn Jahren auch in anderen Ländern auftauchen sollte.

Einige unserer Freunde hatten vier der Anführer kennengelernt, die sich die erste Schlacht mit der Polizei geliefert hatten. Sie lebten in einer Gesellschaft, wo jede Art von

Sicherheit vorhanden war und wo man jedes Erlebnis — Sex, Drogen und dergleichen — schon als Teenager ausgekostet hatte und wo alles schal geworden war. Das Leben war einfach langweilig.

Unsere Freunde legten ihnen nahe, das Glaubensexperiment zu machen. Es sei viel aufregender — vorausgesetzt man mache nicht im persönlichen Bereich damit halt. Sie waren bereit, es zu versuchen, und sind heute unsere Freunde. Sie sind aus dem „neuen Totalitarismus“ ausgebrochen, den Roland Huntford in seinem vielbesprochenen Buch beschreibt.<sup>1</sup>

Huntford behauptet, Erlanders sozialistische Partei sei den Weg zu einem neuen Totalitarismus gegangen. Alle und alles würden kontrolliert und die Menschen durch ein reiches Angebot von Sex und Wohlfahrt zur Anpassung überredet.

Jeder, der Schweden kennt, weiß, daß dies eine grobe Übertreibung ist. Aber wenn man „sozialistische Partei“ durch „amoralisches, intellektuelles Establishment“ ersetzt, kommt man der Wahrheit schon näher. In den fünfziger und sechziger Jahren gab es eine Zeit, in der die Massenmedien von Schweden in der Hand solcher Leute waren. Niemand, der eine andere als eine rein materialistische Lösung für die Übelstände im Land vorschlug, kam zu Wort.

Dieses materialistische Establishment wollte ausmerzen, was es für die Bedrohung durch die Moralische Aufrüstung hielt. Der ursprüngliche Einfluß der Oxford-Gruppe hatte aber in Skandinavien die weitreichendste geistige Bewegung ausgelöst, die Skandinavien in diesem Jahrhundert erlebt hat.<sup>2</sup> Ähnlich beurteilte es die dänische Kirche.<sup>3</sup> Die *New York Times* gehörte zu den Zeitungen, die darüber berichteten, wie der neue Geist einige der führenden schwedischen Schriftsteller inspirierte.<sup>4</sup>

Als wir nach Stockholm kamen, hatte das materialistische Establishment sich zu eigen gemacht, was Gösta Ekman, heute einer der Redakteure der Tageszeitung *Svenska Dagbladet*, als „eine beabsichtigte Politik des Schweigens, des Verbergens und der Verunglimpfung“ beschreibt. „Als Ergebnis wurde das, was die Inspiration der Oxford-Gruppe für eine christliche Wiederbelebung, für eine neue Richtung der Kultur und

der Künste und als Quelle moralischer Kraft im Widerstand gegen den Nationalsozialismus für uns bedeutete, unterdrückt.“<sup>5</sup>

Auf unseren Reisen durch diese Länder während jener zwei Jahre wurde uns klar, daß „unterdrückt“ zutreffender war als „ausgemerzt“. Die schwedischen Bischöfe hatten gerade ihre Hochachtung vor dem anhaltenden Einfluß der Moralischen Aufrüstung ausgesprochen, weil sie „feste moralische Maßstäbe und geistige Inspiration gebracht und dadurch neue positive Möglichkeiten im persönlichen, sozialen und politischen Bereich geschaffen hatte“.<sup>6</sup>

So war das Leben hochinteressant. An einem Januarabend im Jahr 1955 waren einige von uns zum Abendessen bei Christian Rigmor Harhoff in Kopenhagen. Wir sollten dort Ole Bjørn Kraft treffen, den Führer der Konservativen Partei und früheren Außenminister, der eben von einer Konferenz der MRA in Washington zurückgekommen war.

Kraft erzählte uns, wie man während dieser Konferenz für eine gefährliche Kontroverse zwischen der Leitung und den Piloten der „National Airlines“ eine dramatische Lösung gefunden hatte. Er erwähnte auch eine Anzahl schwerer internationaler Probleme, auf welche die Konferenz nicht ohne Einfluß gewesen war. „Ich habe miterlebt, wie einige der schwierigsten Probleme der Welt — wie wir sie im NATO-Rat ohne Erfolg durchgesprochen haben, als ich Vorsitzender war — einer Lösung zustrebten“, sagte er.

Jemand erkundigte sich nach dem brennendsten Problem Dänemarks. „Die Spannung mit Deutschland über die Behandlung der dänischen Minderheit in Schleswig“, erwiderte er sogleich.

Die dänische Minderheit hatte verschiedene Gründe zur Klage. Während die deutsche Minderheit in Nord-Schleswig bei der Wahl im Jahr 1953 im dänischen Parlament vertreten war, war die dänische Minderheit in der Landesregierung von Schleswig-Holstein nicht vertreten, weil die Dänenpartei an der 5-Prozent-Klausel scheiterte. Auch im Erziehungswesen und im kulturellen Bereich gab es Ungerechtigkeiten. Die dänische Minderheit durfte eigene Schulen haben, aber die Subvention der Landesregierung war in diesen Fällen geringer.

Das dänische Abschlußzeugnis wurde in Deutschland nicht anerkannt, und es war für Absolventen dänischer Schulen schwierig, an deutschen Universitäten zugelassen zu werden. Weil außerdem ein dänisches Examen für Medizin, Rechtswissenschaften usw. in Deutschland nicht zur Eröffnung einer Praxis berechtigte, mußten dänische Eltern ihre Kinder zum Teil an deutsche Schulen schicken oder sie in Dänemark ausbilden lassen.

Die ganze Angelegenheit entfachte von neuem die Bitterkeit, die bis ins Jahr 1864 zurückreicht, als Bismarck Schleswig-Holstein annektierte; eine Bitterkeit, die durch die deutsche Besetzung von Dänemark im Zweiten Weltkrieg sehr viel heftiger geworden war.

O. B. Kraft erklärte uns, daß der Außenminister H. C. Hansen nach einer erregten Debatte im dänischen Parlament im vergangenen Oktober die Angelegenheit drei Tage später dem NATO-Rat in Paris unterbreitet hatte, und Dr. Adenauer, der als Beobachter dabei war, hatte sich daraufhin sofort mit der Landesregierung von Schleswig-Holstein in Verbindung gesetzt. Zunächst hatte es so ausgesehen, als ob alles geregelt werden könnte, aber die Verhandlungen kamen zum Stillstand. Eine Lösung war dringend notwendig, schon allein weil die Entscheidung, ob Deutschland in die NATO aufgenommen werden sollte, von der Ratifizierung im dänischen Parlament abhing. Diese Entscheidung war wegen des Minderheitenproblems schon zweimal verschoben worden. Die Gemüter waren erregt, und der Leiter des dänischen Außendienstes, Nils Svenningsen, erklärte öffentlich, man könne mit der Ratifizierung nicht rechnen, es sei denn, dieses Problem werde gelöst.<sup>7</sup>

Wir fragten Kraft, ob nicht dieselben Kräfte, die er in Washington am Werk gesehen hatte, auch in diesem Falle helfen könnten. Er zweifelte daran. Wir mußten jedoch mit der Tatsache rechnen lernen, daß Gott in Kopenhagen genauso klar sprechen könnte wie in Washington — und so setzten wir uns ruhig hin zu einer gemeinsamen Stillen Zeit.

Nach einer Weile tauschten wir die Gedanken aus, die uns gekommen waren. Wie so oft, wenn Leute gemeinsam nachdenken, ergänzten die Gedanken einander; und so entstand

die Idee, daß Kraft eine private Zusammenkunft mit Heinrich Hellwege haben sollte, einem Parteivorsitzenden in Adenauers Koalitionsregierung und Mitglied des Bonner Kabinetts. Hellwege und Kraft kannten einander nicht, waren aber beide in Caux gewesen.

Das Vorhaben war etwas ungewöhnlich, denn Kraft gehörte damals nicht zur Regierung, sondern zur Opposition. Auch hatte er keinen Grund, sich auf einen Besuch in Deutschland zu freuen. Im Krieg war er als einer der Anführer der Widerstandsbewegung beinahe ermordert worden. Eines Abends läutete es um sieben Uhr in Kopenhagen an seiner Wohnungstür, er öffnete, wurde niedergeschossen und für tot liegengelassen. Zwar war Minister Hellwege niemals Nationalsozialist gewesen, aber er war Deutscher.

Noch am gleichen Abend rief man nach dem Abendessen in Bonn an. Am nächsten Tag kam die Antwort: Minister Hellwege würde O. B. Kraft gern in zehn Tagen, am Sonntag, dem 30. Januar, in Hamburg treffen.

Kraft ersuchte mich, ihn nach Hamburg zu begleiten. Am 29. Januar, am Tag vor der geplanten Reise, wollte Frau Erländer, die Gattin des schwedischen Premierministers, zum Mittagessen kommen und dabei Kraft treffen. Ich fuhr zum Zentralbahnhof von Stockholm, um ihn abzuholen. Ich bemerkte unterwegs, daß die Fahnen auf Halbmast wehten. Warum wohl?

Als Kraft kam, erfuhr ich den Grund. „Ich kann morgen nicht fahren“, sagte er. „Der dänische Premierminister ist heute morgen hier in seinem Hotel gestorben. Ich muß nach Dänemark zurückfahren und im Rundfunk sprechen.“

Ich dachte an Hellwege, der wohl schon unterwegs auf der Autobahn nach Hamburg war, konnte aber nichts unternehmen. Es schien alles ziemlich hoffnungslos. Trotzdem hatte ich das Gefühl, es könnte noch etwas passieren.

Und wirklich rief Kraft am Abend an. Er hatte seine Rundfunkrede auf Band aufnehmen lassen und auch sonst alles geregelt, um nach Hamburg fahren zu können. Wir machten uns frühmorgens auf den Weg und waren mittags dort.

Mein Freund Sydney Cook (aus Cardiff wie ich) war mit Hellwege gekommen, um zu übersetzen. Wir vier setzten uns zum

Mittagessen. Die Atmosphäre war recht gespannt. Hellwege brach das Eis und erkundigte sich bei Kraft, was er in Washington erlebt hatte.

Und als man eine halbe Stunde später auf die Situation an der dänisch-deutschen Grenze zu sprechen kam, hatte sich bereits eine Atmosphäre des Vertrauens gebildet. Kraft sprach über die Verbitterung der Dänen und wie gefährlich dies für das NATO-Bündnis sei. „Wir wollen keinen formellen Vertrag“, sagte er. „Wir wollen eine neue Verständigung und die Gewähr, daß jede Diskriminierung aufhört. Vielleicht könnten beide Seiten gleichzeitig und unabhängig voneinander eine Erklärung abgeben.“

Hellwege wußte nichts von der Sache. Er erklärte den Sinn der 5-Prozent-Klausel, meinte aber auch, daß es sich bei der dänischen Minderheit um einen Sonderfall handle. Nachdem wir alle damit zusammenhängenden Fragen besprochen hatten, erwarteten wir Gottes Weisung.

„Wir Deutschen, die den Dänen schweres Unrecht zugefügt haben, müssen die Initiative ergreifen“, las uns Hellwege danach seine Notiz vor. „Ich muß sogleich nach Bonn zurück, mit dem Kanzler sprechen und ihn auffordern, die nötigen Schritte zu unternehmen.“

Kraft und ich flogen nach Stockholm zurück. Bei unserer Ankunft erfuhren wir, daß den ganzen Tag über dichter Nebel auf dem Flughafen gelegen hatte. Unser Flugzeug am frühen Morgen hatte als letztes starten dürfen und das, mit dem wir zurückgeflogen waren, bekam als erstes wieder Landeerlaubnis. Ein Zufall? Ich mußte an einen Ausspruch von Erzbischof Temple denken: „Wenn ich bete, gibt es Zufälle. Wenn ich nicht bete, gibt es keine.“

Hellwege war gleich nach dem Essen nach Bonn aufgebrochen. Nach seiner Ankunft sprach er mit dem Bundeskanzler Adenauer, und der Kanzler, der die Hilfe von Caux schon bei der Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland erlebt hatte, ging sofort in Aktion.

Die Verhandlungen kamen am 29. März zu einem glücklichen Abschluß. Von offizieller Seite wurde die Lösung als „eine der bedeutendsten, vielleicht das bedeutendste Ereignis der dänischen Außenpolitik in den fünfziger Jahren“<sup>8</sup> be-

schrieben, und am 27. Mai 1969 behauptete der Ministerpräsident von Schleswig-Holstein, von Hassel, daß man nirgends auf der Welt ein liberaleres Abkommen finden könne (in *Berlingske Tidende*). Professor Troels Fink schrieb 1968: „Die Entspannung im deutsch-dänischen Grenzgebiet ist nach 1955 leicht zu erkennen. Nach einer Kampf- und Leidenszeit von mehr als 100 Jahren ist es erfreulich festzustellen, daß alte Gegensätze sich abbauen lassen und daß es jetzt möglich ist, an der Nahtstelle der beiden Völker, wo die Kämpfe besonders hart waren, ein harmonisches, wenn auch innerlich spannungsreiches Alltagsleben zu führen.“<sup>9</sup>

Eine Massenkundgebung in Kopenhagen, bei der Minister Hellwege sprach, war gleichzeitig Abschied von O. B. Kraft. Er schloß sich einer Gruppe von zweihundert Leuten an, die das Musical von Peter Howard: „Die verschwindende Insel“ in dreißig Ländern aufführen wollte. Im Winter desselben Jahres kehrten sie von ihrer Weltreise nach Finnland zurück.

„Die verschwindende Insel“ wurde widersprüchlich aufgenommen, wohin sie auch kam. Das Stück zeigt zwei Länder, die Insel „Ich-lieb-mich“, eine westliche Demokratie, und das Land „Wir-hassen-euch“, eine totalitäre Diktatur. Ein amerikanischer Journalist wies darauf hin, daß die Fehler auf beiden Seiten „possenhaft übertrieben würden, aber gekonnt possenhaft“. „Die Tyrannei und Grausamkeit der Kommunisten ist ein bißchen zu dick aufgetragen, wirkt aber trotzdem überzeugend“, heißt es weiter. „Der Materialismus und die Selbstzufriedenheit der Demokratien sind absichtlich übertrieben geschildert; aber jeder denkende Amerikaner wird die Pointen zu schätzen wissen. Die Spielleiter sind klug genug zu überblicken, inwiefern ihr weltweites Publikum im Stande ist, die Spitzfindigkeiten zu verstehen. Die Schauspieler sind temperamentvoll und aufrichtig — sie spielen mit Hingabe, aber ganz ohne Fanatismus.“

In den Theatern mancher Länder saßen der amerikanische und der sowjetische Botschafter in der ersten Reihe nebeneinander und reagierten mit der gleichen Begeisterung jeweils auf die Beschreibung der anderen Seite — und mit der gleichen Kälte auf das eigene Abbild. In Schweden war das Publikum entzückt, aber aus irgendeinem Grund kam es bei den Massen-

medien nicht an. Sie nahmen besonders an einer Szene Anstoß, in der die Bewohner von „Ich-lieb-mich“ eine Wahl wiederholen, was aber auch nicht zu einer Entscheidung führt. So etwas könne in Schweden mit seiner aufgeklärten Demokratie nie passieren. Schon ein solcher Gedanke beweise, daß Howard kein Demokrat sei.

Seltsamerweise waren zehn Jahre später die Parteien im schwedischen Parlament gleich stark, so daß es in vielen Ausschüssen bei gewissen Fragen zur Stimmgleichheit kam und, wie in der Verfassung festgelegt, das Los entscheiden mußte. Erst im Jahr 1973, als bei einer Wahl beide Parteien 175 Sitze bekamen, beschloß Schweden, die Zahl seiner Abgeordneten von 350 auf 349 herabzusetzen, um in Zukunft Stimmgleichheit zu vermeiden.

Damals jedoch war die Sache nicht zum Lachen. Die schwedische Presse hatte es auf die MRA abgesehen — und manche Mitläufer und viele ehrlich interessierte Leute hielten sich nun fern. Andere verlangten, daß wir auf jede Anschuldigung antworten sollten, und vergaßen dabei, daß die Zeitungen nicht die geringste Neigung hatten, unsere Erwiderungen abzudrucken.

Es war für mich eine schwierige Zeit. Nicht nur, daß ich mitansehen mußte, wie Familien, die endlich geeint waren, wieder zerfielen, weil ihr Glaube unterminiert wurde, und daß junge Leute in ihr sexdurchtränktes Behagen zurücksanken, das ja so bald zum Unbehagen wird. Ich ärgerte mich, daß meine Arbeit untergraben und mein „Erfolg“ zunichte wurde. Vielleicht waren diese Frustration und die immer neuen Anstrengungen, die Lage zu verbessern, ein Grund für meine Erkrankung. Denn jetzt zeigten sich Symptome eines Leidens, das ein Spezialist als ein erbliches Herzleiden diagnostizierte.

Seit Generationen waren die meisten männlichen Leans vor dem fünfzigsten Lebensjahr gestorben. Das konnte man an den Grabsteinen auf dem Friedhof von Gwennap in Cornwall ablesen, wo meine Vorfahren begraben sind.

Man riet uns, in England Ferien zu machen — und während der Eisenbahnfahrt hatte ich meinen ersten wirklichen Herzanfall. Ich mußte für sechs Wochen in ein Krankenhaus. Dann stellten uns Freunde ein Häuschen in Surrey zur Verfügung, und wir richteten uns dort ein.

## Wenn die Angst kommt

Was tut man gegen die Angst? Diese Frage mußte ich mir stellen, als in jenem Häuschen in Surrey die Wochen zu Monaten wurden. Nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus hatte ich zwei weitere Anfälle und mußte wiederum das Bett hüten. Es schien nicht besser zu werden. Während der Blitzangriffe in London hatte ich wenig oder gar keine Angst gespürt, wahrscheinlich weil ich nicht viel Phantasie habe. Aber jetzt hatte ich Angst.

Nicht daß ich nicht schon früher Furcht gekannt hätte. Ich hatte z. B. Angst vor dem, was Menschen über mich dachten. Peter Howard schrieb mir einmal über seine Erfahrungen mit der Angst:

„Für mich ist Angst eine große Hilfe. Sie ist immer ein leuchtender Wegweiser zum Kreuz. Bei mir ist es vor allem die Furcht, etwas nicht zu bekommen, was ich haben möchte, oder etwas zu verlieren, das ich behalten will. Angst ist der Lakai des Ehrgeizes.

Oftmals am Tag versucht mich der Teufel mit so einfachen Dingen wie: Was wird dieser oder jener denken? Wird das jetzige Unternehmen Erfolg und Anerkennung finden? Wer wird die nächsten Rechnungen bezahlen? Aber Angst führt zum Glauben, wenn ich gerade da fest beschliesse, mich von Gott und nicht vom Teufel führen zu lassen. Christus kannte die Angst, als er betete, bis sein Schweiß zu Blut wurde.

Schon früh habe ich etwas Grundlegendes über die Angst gelernt. Als ich nach dem Bruch mit dem *Express* Farmer wurde, war ich wochenlang förmlich gelähmt von Furcht. Es war nicht nur die Angst vor einem finanziellen Mißerfolg auf der Farm; es war auch die Angst, daß alle meine Freunde sagen würden: ‚Er hat einen Fehler gemacht. Haben wir es ihm nicht gleich gesagt?‘

Als ich dann eines Morgens wie eine steife Kleiderpuppe dasaß und auf Führung wartete, die nicht kam, hatte ich einen

einfachen Gedanken: ‚Was würdest du heute machen, wenn du keine Angst hättest? Geh und tue es mit meiner Kraft und Stärke!‘ Seither habe ich mich noch oft gefürchtet, aber nie mehr vor der Angst. Es ist die normale Taktik des Teufels, Menschen, die er fürchtet, auf solche Weise aktionsunfähig zu machen.“

Ich hatte jene Tage mit Peter auf der Farm miterlebt und gewissermaßen dieselbe Erfahrung gemacht. Aber nun war ich untätig und krank und mußte sie neu entdecken. Dann wurde mir bewußt, daß ich die Rückkehr zur vollen Gesundheit forderte — und wissen wollte, wann es endlich soweit sein würde. Wenn ich früher eine Grippe hatte oder operiert werden mußte, konnte ich mir immerhin sagen: „Noch eine Woche, ein Monat, und ich bin wieder gesund, und alles wird wie früher sein.“ Und eben dieses Wissen forderte ich nun. Und mit dem Fordern kam der Widerstand, der Widerwillen gegen meine Hilflosigkeit, meine Unbeholfenheit und Ohnmacht. Als ich das erkannte, war ich auf dem Weg zur Überwindung.

Noch etwas lernte ich zu jener Zeit in Surrey. Ausgelöst wurde es durch einen alten Freund und Kollegen, der unerwartet in unser Haus kam und den ich auf keinen Fall sehen wollte.

Wir hatten fast fünfundzwanzig Jahre miteinander gearbeitet. Wir hatten schwere Zeiten miteinander durchgestanden, und ich verdankte ihm viel. Ich meinte, ich hätte ihn wirklich ins Herz geschlossen. Aber als er nun in seiner Herzengüte aus London angereist kam, um zu erfahren, ob er uns helfen könne, wollte ich ihn nicht sehen. Er war im Nebenzimmer nur wenige Meter entfernt, aber er mußte wegfahren, ohne mich zu sehen.

Ich wollte es nicht sofort zugeben, aber ein paar Monate später verstand ich, daß ich tiefe Bitterkeit gegen diesen Mann empfand. Ich bat Gott, mir zu zeigen, wann und wo dieses Gefühl entstanden war, und ich erinnerte mich dann lebhaft an einen Abend im Krieg im Hause eines Filmstars. Dieser Schauspieler hatte Interesse daran gezeigt, einen Glauben für sein Leben zu finden, und ich hatte jenen Freund mitgenommen. Aber später kamen und gingen die Starlets, der Filmstar

umarmte sie auf eine für den Außenstehenden scheinbar herzliche Art. Das machte mir keine Sorgen, eigentlich gefiel es mir, aber nicht meinem Kollegen. Am Abend sagte er, mein Einsatz dort sei Zeitverschwendung. Ich sollte lieber jenen helfen, die schon mit der Änderung begonnen hätten — und das war auch gewiß notwendig.

Damals aber fühlte ich mich durch diesen Rat beengt. Innerlich bildete ich mir ein Urteil über seine Äußerung und die mangelnde Anerkennung meiner Arbeit. Dennoch vertrugen wir uns in den folgenden Jahren recht gut, und wenn wir verschiedener Meinung waren, kam es entweder zu einem scharfen Wortwechsel oder ich unterdrückte meine Gefühle. Schwierigkeiten in unserer Beziehung schrieb ich unserem Temperament und unserer verschiedenartigen Berufung zu. Er war der Hirte, der für das geistliche Leben seiner Mitmenschen zu sorgen hatte. Mich selbst sah ich als Fischer in stürmischeren Gewässern.

Aber nun erkannte ich, daß ich mir seit jenem Abend ein Bild von ihm gemacht hatte, das mir als Entschuldigung und zur Erhaltung meiner Selbstachtung diente. Ich registrierte alle Fälle, bei denen er sich in jenen Jahren als übervorsichtig oder bürokratisch erwiesen hatte. Und wenn er etwas Wagemutiges unternahm, nahm ich keine Notiz davon. So geschah es, daß ich eine ganz unrealistische Vorstellung von ihm hatte und in ihm einen Feind sah, als er mich in Surrey besuchen wollte. Und erst damals, als ich zu schwach war, um mir etwas vorzumachen, erkannte ich, daß da etwas nicht stimmte.

Als ich ein paar Monate später bereit war, Gottes Führung anzunehmen, entdeckte ich, daß meine Einstellung nichts anderes als Haß war und daß ich mich dafür ohne Vorbehalt entschuldigen müsse. Eine Stunde später traf ich den Mann auf der Straße und hatte dazu Gelegenheit. Er kam mir großmütig entgegen. Auch seither war ich nicht immer mit ihm einverstanden, aber der Haß kam nie wieder. Wir arbeiten oft zusammen und haben Freude daran.

Das war eine Lektion, die ich nie vergesse. Als ich mit meinem Glaubensexperiment angefangen hatte, war es mir nicht bewußt, daß ich überhaupt jemanden haßte. Wenn ich nicht

schlafen konnte und mich im Geist mit jemandem auseinandersetzte, der mir im Weg stand, oder wenn ich jemandem wegen einer mir oder anderen angetanen vermeintlichen Ungerechtigkeit grollte, hatte ich meinen Gefühlen hübsche Namen gegeben. Aber als ich mich besser kennenlernte, entdeckte ich, daß ich äußerst anfällig dafür war, jeden zu hassen, der meinen Willen durchkreuzte oder mich geringschätzig zu behandeln schien. Und diese Eigenschaft verschwand auch nicht mit einem Schlag — nicht einmal nach dem Erlebnis in Surrey, obwohl sie viel seltener in Erscheinung trat.

Zum letzten Mal geschah es vor einigen Jahren, als ich mich von jemandem geringschätzig behandelt fühlte, dem ich bei der Abfassung eines Buches geholfen hatte. Ich hatte viele Tage fest daran gearbeitet. Man hatte sich auch dankbar gezeigt, und das war sicher echt gewesen. Dann kam mir ein Gerücht zu Ohren, daß mich der Verfasser Dritten gegenüber kritisiert habe, und ich war wütend.

Gerade damals verreiste unser Sohn Geoffrey für neun Monate nach Australien. Er hatte kurz zuvor Autofahren gelernt und brachte uns am Tag seiner Abreise nach London. Ich war mit seiner Fahrweise nicht ganz einverstanden. Er war — klugerweise — übervorsichtig, und daß ich in meiner schlimmen Stimmung neben ihm saß, machte ihn nicht wenig nervös. Bald hatte ich meinen Groll auf ihn übertragen. Ich wurde ärgerlich und verdarb ihm und auch Margot diesen letzten Tag. Denn der Haß ist unteilbar, ob er sich nun gegen einen Menschen, eine Rasse oder eine Klasse richtet. Er beginnt bei jemandem, den man nicht leiden mag, und breitet sich auf jene aus, die man gern mag und die man sogar zu lieben glaubt. Das ist einer der Gründe, warum der Haß einen selbst zerstört. Oft beginnt jemand damit, die Menschen einer anderen Klasse oder Hautfarbe zu hassen — und am Ende haßt man die eigenen Leute. Haß schadet dem Hassenden mehr als dem Gehaßten.

Meine Krankheit war in mancher Hinsicht ein Segen. Einmal sagte Margot, sie habe sehr oft in ihrem Leben einen Schritt tun müssen, der alles Glück zu zerstören schien; geschah er aber unter Gottes Führung, so führte er zu neuem Leben. „Man glaubt, man betritt eine Gefängniszelle, doch die Tür

der Zelle öffnet sich plötzlich, und man hat einen weiten Ausblick.“ So war es auch mit meiner Krankheit.

Ich konnte nicht umherreisen oder vieles auf einmal unternehmen. So lernte ich, weniger zu tun, aber dieses wenige besser. Zu Beginn konnte ich nur einen oder zwei Briefe am Tag schreiben. Ich schrieb sie mit Mühe, aber sie kamen aus einer tieferen Glaubensquelle und haben anderen Menschen mehr geholfen als vieles, das ich vorher in Eile getan hatte.

Meine Besucher schienen etwas Neues und Tieferes zu finden. Weil ich hilflos war, konnte Gott mehr für mich tun und dadurch auch für andere.

Auch fing ich an, Bücher zu schreiben.

## Revolutionäre Studenten

Nach meiner Krankheit konnten wir nicht mehr so viel reisen, und zum ersten Mal in unserer dreizehnjährigen Ehe dachten wir an ein eigenes Heim.

Als wir Gott fragten, wo es sein sollte, dachten wir an Oxford. Margots unmittelbare Reaktion war Ablehnung, denn wir fühlten uns beide dem dortigen Intellektualismus nicht gewachsen. Aber je mehr wir darüber nachdachten, desto sinnvoller schien uns die Idee. Wir setzen unser Leben für eine weltweite Arbeit ein, und die ganze Welt kommt nach Oxford. Auch hatten wir beide bei unseren ersten Glaubensexperimenten von einem älteren Ehepaar im Norden der Stadt viel Hilfe empfangen. Vielleicht konnten wir unsererseits nun anderen ebenso helfen.

So gingen wir daran, ein Haus zu suchen. Das war nicht leicht, aber wir hatten Glück und fanden das richtige; Margots Vater stellte uns das notwendige Geld zur Verfügung.

Bald wurde uns klar, daß die Welt tatsächlich nach Oxford kommt. Noch bevor unser Wohnzimmer fertig eingerichtet war, kam eine dreizehn Mann starke Delegation aus Kerala in Südindien zu Besuch. Sie bestand aus einem Querschnitt der Gruppen, die sich im selben Jahr zusammengeschlossen hatten, um zu verhindern, daß die kommunistische Regierung des Staates die Schulen zu Propaganda-Organen machte. Der Bedeutendste unter ihnen war M. Padmanahban, der 82jährige Führer der Nair-Religionsgemeinschaft. Mit ihnen kam auch Mr. Abraham, Quästor der Universität von Kerala.

Nach dem Abendessen gingen wir alle in das kleine Herrenzimmer. Über dem Kaminsims hing ein Bild von Margots Elternhaus in dem kleinen Dorf bei Leeds. „Dort war ich einmal“, sagte Herr Abraham sogleich. Es stellte sich heraus, daß er in Leeds studiert hatte und eines Sonntags von Margots Vater, der im Kuratorium der Universität war, zum Mittagessen eingeladen worden war.

Ich hatte diese Delegation schon in Caux getroffen und kannte Padmanahban. Er war ein kluger alter Herr, der nur Malayalam sprechen konnte. Wir verständigten uns mit Hilfe seines Sekretärs. Aber er beobachtete genau. Nach drei Tagen sagte er: „Hier herrscht eine besondere Atmosphäre, eine Art Reinheit. Es macht mich stutzig, daß so etwas sein kann, obwohl so viele Christen dabei sind.“

„Für uns“, erwiderte er, „ist ein Christ ein dicker Europäer mit einer Zigarre im Mund, einem Mädchen am Arm und einer Flasche Whisky in der Tasche.“

Ungerecht? Ein jahrhundertealtes Vorurteil? Vielleicht, aber auch die Folge von Beobachtungen, die uns als eine nur dem Namen nach christliche Nation zeigen. Es gab mir den gleichen Schock wie damals, als eine burmesische Zeitung den Bericht über eine unserer Konferenzen folgendermaßen überschrieb: „In Caux betragen sich die Christen wie Buddhisten.“

Nach den Herren aus Kerala kamen viele andere; so fünf buddhistische Mönche, die vom Präsidenten des Verbandes der Äbte in Burma geschickt worden waren. Da saßen sie im Türkensitz in unserem Erkerfenster und gaben weise Aussprüche von sich. Ein Dozent, einer der geistvollsten Redner von Oxford, kam mit seinem fünfjährigen Sohn, um sie kennenzulernen. Es war nicht leicht, mit ihm zu diskutieren oder auch bloß eine Feststellung zu machen, denn er hatte eine Technik entwickelt, mit jedem Satz mindestens drei Gedanken vorzubringen; es war schwierig, einen davon zu isolieren oder in Frage zu stellen. Aber bei dieser Gelegenheit schwieg er. Als er so vor den Äbten auf dem Boden saß, fragte er einfach: „Haben Sie mir etwas zu sagen?“

U Narada, der Führer der Gruppe, sah ihn eindringlich an: „Wenn Sie wollen, daß Ihr Sohn das Rechte tut, müssen Sie selbst das Rechte tun. Wenn Sie zum Beispiel wünschen, daß er nicht raucht, dürfen Sie selbst nicht rauchen.“

Der Dozent schwieg. „Wieso wußte er das?“ fragte er mich, als ich ihn in sein College zurückbrachte. „Ich bin Kettenraucher, und ich weiß, daß ich aufhören sollte.“

Zwischen Mittag und Sonnenuntergang nahmen die Äbte nichts zu sich. So servierten wir ihnen zwei Mahlzeiten; eine um fünf Uhr früh, die andere um elf Uhr. Nach altem Brauch

durften sie nicht in die Nähe einer Frau gehen; bei einer Reise allerdings wurde diese Regel etwas eingeschränkt; aber sie wurde doch soweit beibehalten, daß sie der achtjährigen Mary für ihre Gastfreundschaft dankten und ihr ein Täschchen aus Burma schenkten, das sie noch heute benutzt — aber von Margot keine Notiz nahmen, ja sich nicht einmal von ihr verabschiedeten.

Wir gingen mit ihnen zum Bürgermeister von Oxford. Seine Frau sagte zu mir: „Was sie doch für wunderbare Gesichter haben! Würden wir auch so friedlich aussehen, wenn wir so lebten wie sie?“

Viele andere kamen zu uns — brasilianische Hafenarbeiter und Bewohner der Elendsquartiere, deutsche Bergarbeiter, ägyptische Studenten und angesehene schwarze und weiße Südafrikaner. In unserem Gästebuch stehen die Namen von Leuten aus 85 Ländern. Wenn wir morgens aufstehen, wissen wir nie, wer heute noch alles kommen wird.

Die Atmosphäre der Universität war seit unseren Studententagen in mancher Hinsicht anders geworden. Zu verallgemeinern ist immer gefährlich, besonders in Oxford, wo nie etwas gleich bleibt; aber hier ein paar Eindrücke: Der Unterricht ist so gut wie nur je, und der Durchschnittsstudent arbeitet mehr. Es gibt weniger Snobismus, außer vielleicht einen Snobismus entgegengesetzter Art, und die Jungen beschäftigen sich mehr mit den vom Glück weniger Begünstigten als zu unserer Zeit. Etwas anderes bemerkte ich, als ich nach fünf- undzwanzig Jahren zurückkam: Man schien es aufgegeben zu haben, sich mit dem ganzen Menschen zu beschäftigen — mit Herz und Charakter ebenso wie mit dem Verstand. Die Professoren geben sich unendliche Mühe mit jedem, der in Schwierigkeiten steckt, aber viele tun wenig oder nichts, um zu verhindern, daß sie in Schwierigkeiten geraten. Teilweise beruht dies sicherlich auf der Abneigung vieler Studenten, Eltern oder Lehrer für sich sorgen zu lassen. Aber eine Studentin sagte in ihrem ersten Jahr zu Margot: „Wenn nur *ein* Professor sagte, daß es nicht notwendig ist, mit andern zu schlafen, um normal zu sein, so wäre das eine große Hilfe.“ Seither haben viele andere dasselbe gesagt.

Man sah früher in Oxford einen Mittelpunkt der Kultur, eine Charakterschule und ein Hort des Denkens. Punkt eins und drei sind noch lebendig, aber hängen sie nicht letzten Endes gerade von diesem zweiten Punkt ab?

Um die Eingabe an eine Kommission zu zitieren, die über die Zukunft der Universität zu entscheiden hat: „In einer Zeit, in der viele Lehrer es für ihre Pflicht halten, die intellektuelle und moralische Grundlage der Schüler zu erschüttern, ohne ihnen etwas anderes zu bieten für das, was sie zerstört haben, ist das Ergebnis nicht immer erfreulich.“<sup>1</sup> A. L. Rowse sagt vielleicht zuviel, wenn er schreibt, daß Oxford die Hoffnung nimmt und jenes Wesentliche im Menschen verzehrt, das vielleicht etwas vollbringen könnte. Aber für viele ist es „die Heimstätte der verlorenen Begeisterungsfähigkeit oder der verlorenen Hoffnungen“.<sup>2</sup> Manchmal bekommt man den Eindruck, daß es als gereift und intellektuell gilt, sich von Problemen überwältigen zu lassen, und als naiv, Lösungen zu versuchen.

Meine jüngsten Eindrücke in diesem Zusammenhang sind, daß die Horizonte der militanten Elemente zusammenschrumpfen und der humanistische Trend abnimmt. Während noch vor wenigen Jahren die Probleme, die die militanten Studenten bewegten, weltweit waren, scheinen diese nun ihre Demonstrationen auf lokale Angelegenheiten zu beschränken — z. B. auf Disziplinarvorschriften oder auf die Möglichkeit einer zentralen Studentenunion oder auf die Höhe des staatlichen Studienzuschusses usw.

Während bei unserer Rückkehr nach Oxford der Verband der Humanisten — und humanistisch bedeutete gewöhnlich atheistisch — der größte der Universität war und mit seinen zweitausend Mitgliedern prahlte, ist er heute relativ klein. Die Studenten sind wieder offener dafür, von geistlichen Lösungen zu hören und darüber zu diskutieren. Der bekannte Bibelübersetzer und Exeget William Barclay bezeichnete die heutige Einstellung zum Christentum folgendermaßen: „Sehr großes Interesse, wenig Verpflichtung.“

Als wir uns in Oxford niederließen, hofften wir, daß sich unsere Erfahrung aus den dreißiger Jahren wiederholen

könnte — daß Scharen junger Leute eines Jahrganges sich in diese weltweite Revolution einreihen würden. Das geschah nicht. Vielleicht ist der Kampf heute härter. Oder wir setzen uns weniger ein. Was auch immer der Grund war, das Ergebnis glich eher einem Bach als einer Flutwelle; manchmal war es nur ein bloßes Tröpfeln. Trotzdem gibt es Leute, die sich bereitfinden, im Gehorsam gegen Gott die Welt zu verändern.

Da war z. B. Patrick, der flotte Etonschüler, ein leidenschaftlicher Ruderer, der während seines letzten Trimesters zu uns ins Haus stürmte, um Fragen zu stellen. Die Änderung eines Schulfreundes hatte sein Interesse erregt, und nun wollte er einige Dinge klarstellen; aber er blieb nie lange genug, um sich „einfangen“ zu lassen. Schließlich blieb er eines Tages doch, um mit mir auf Gott zu hören.

Er hatte damals den Plan, sich für zwei Jahre einer Vermessungsexpedition auf den Falkland-Inseln anzuschließen, doch davon wußte ich nichts. In der Stillen Zeit kam ihm plötzlich der Gedanke, daß er diese Expedition nicht mitmachen sollte, da er sie als Ausrede benütze, keine Entscheidung für sein Leben zu treffen. Jahre später erzählte er mir: „Es war wie ein Hammerschlag, und der Schock war um so heftiger, weil wir ja nicht darüber gesprochen hatten.“ Als ich ihn damals gefragt hatte, was ihm eingefallen sei, sagte er: „Gar nichts.“ Er fragte mich, was ich gedacht hätte. „Daß Sie diesen Sommer in Caux sein sollten“, erwiderte ich. Das sei unmöglich, sagte er, weil er andere Pläne habe.

Aber von jenem Augenblick an nahm seine Begeisterung für die Expedition ab, und er fuhr wirklich nach Caux. Viele junge Männer haben später durch ihn neues Leben gefunden; heute ist er verheiratet und tut in Cambridge, was wir in Oxford zu tun versuchen.

Auch Tom war Ruderer. An seinem einundzwanzigsten Geburtstag kam er mit der Mannschaft seines Bootes zu uns; aber sie sprachen weniger über seine sportlichen Fähigkeiten als über seine Lebensfreude und Lebensqualität. Er war kein großer Gelehrter — zumindest bei einer Prüfung war er durchgefallen —, aber das College behielt ihn, weil man seinen Einfluß schätzte. Er wurde ein erfolgreicher Beamter bei der

britischen Eisenbahn, bevor er den Entschluß faßte, seine ganze Zeit für Gott einzusetzen. Jetzt ist er mit Frau und Kind in Frankreich.

Ein anderer war Rob, der Sohn eines Gemüsegärtners, der ein Stipendium für Physik hatte. Wir lernten uns beim Mittagessen in einem Speisesaal für Studenten kennen und plauderten. Er war ein aufrichtiger Christ, aber ohne jede Hoffnung, andere Leute oder gar die Welt beeinflussen zu können. Er machte sein Diplom, wurde dann bei Rolls-Royce als Ingenieur eingestellt und galt dort als einer der fähigsten Nachwuchskräfte. Dann spürte auch er, daß Gott seine ganze Zeit haben wolle. Jetzt wirkt er in Australien.

Ein geistvoller junger Afrikaner kam zu uns und wurde unser Freund. Bevor er nach Oxford kam, war er der Sekretär des Präsidenten seines Landes und dann der Herausgeber einer großen afrikanischen Zeitung. Mit dreißig entschloß er sich, politische Wissenschaften und Volkswirtschaft in Oxford zu studieren.

Während seines dreijährigen Aufenthaltes sahen wir ihn recht häufig. Oft fragte ich mich, ob unsere Freundschaft ihm etwas gegeben habe. Ungefähr ein Jahr nach seiner Abreise kam ein Brief: „Ich kann Ihnen nicht genug für alles danken, was Sie in Oxford für mich getan haben“, schrieb er. „Ich habe die Kraft gefunden, mich nicht länger von Drohungen und Schmeicheleien bestechen zu lassen.“ Er arbeitete wieder im Amt des Präsidenten und war verantwortlich dafür, die Korruption im Staat auszumerzen.

Eines Oktobertages zu Beginn des neuen Semesters erschien ein junger Südamerikaner in unserem Haus und stellte sich als der Sohn eines Gewerkschaftsführers vor, den wir in Genf bei der Internationalen Arbeitskonferenz (ILO) kennengelernt hatten. Er hieß Paul und hatte mit der radikalen Studentenbewegung in Venezuela und Guyana zu tun gehabt. Nun sollte er in Oxford einen zweijährigen Kurs für politische Wissenschaft und Volkswirtschaft machen.

„Wir radikalen Guerillakämpfer haben versagt“, meinte er. „Wir haben uns auf militärische Machtmittel verlassen, wovon die reaktionären Regierungen mehr haben als wir.“

Ich möchte eine neue Kraftquelle finden. Vielleicht können Sie mir helfen?“

Zufällig sollte in jener Woche Rajmohan Gandhi, ein Enkel des Mahatma und der Herausgeber der indischen Wochenzeitschrift *Himmat*, mit einer Gruppe von Indern nach Oxford kommen und im Balliol College über das Thema „Moralische Aufrüstung — besser als Gewalt“ sprechen. Ich lud Paul dazu ein.

Man hatte Balliol gewählt, weil es ein revolutionäres Zentrum war. Das College, wo einst Jowett und Milner, Macmillan und Heath studiert hatten, war zum Zentrum radikalen Denkens und Handelns geworden, wo Aufruhr nichts Ungewöhnliches war, sehr zum Schaden des College und seiner Tradition. Frühere Studenten bedauerten die Situation, nicht zuletzt der Dekan.

Am Abend der Versammlung wurde der Dekan, der den Saal zur Verfügung gestellt hatte, unruhig, als er bemerkte, wie undiszipliniert aussehende Elemente vom Buffet in den Saal schlenderten. Ohne unser Wissen sperrte er die Tür hinter dem Podium auf, von dem aus Gandhi sprechen sollte, und er selbst saß vor der Tür, um sie aufzureißen und die Redner herauszulassen; denn er rechnete mit Tätlichkeiten.

Er war verblüfft, als die Zuhörerschaft, in der sich Fürsprecher der Gewalt aus Afrika, Asien und Südamerika befanden, neunzig Minuten lang in absoluter Stille zuhörten, als Gandhi und seine Freunde sprachen; erst als einer von Gandhis Begleitern, ein Student, sagte, daß er die indischen Politiker der Korruption bezichtigt habe, bis er erkennen mußte, daß er selbst korrupt sei, polterten bei dem Wort „korrupt“ drei weiße Studenten aus dem Saal und schlugen die Tür hinter sich zu. Sonst rührte sich niemand.

„Ihr in Oxford könnt Gottes Luftpiraten der Geschichte sein“, sagte Gandhi. „Ihr könnt den Lauf der Ereignisse von ihrer katastrophalen Bahn zu einer besseren Bestimmung umleiten. Warum sollen wir uns mit dem Rassenkampf in Amerika, der Spaltung in Indien, der Apartheid und Diktatur in Afrika, der Armut in Südamerika abfinden, wenn die Änderung der Menschen all dies abwenden könnte?“

Es kam zu einem weiteren Höhepunkt, als ein französischer Student schilderte, wie er den Rektor seiner Universität gekidnappt und vor eine erregte Studentenversammlung geschleppt hatte. „Wir hatten es uns zum Ziel gesetzt, Gewalttaten in Frankreich soweit wie möglich zu vermehren. Meine Familie war über mich verzweifelt. Mir gefiel das; denn ich wollte auch sie vernichten. Ich hielt das für äußerst revolutionär, obwohl ich zugeben muß, daß sich während des ganzen Jahres nichts wirklich durch mich geändert hatte. Es ist ja nichts Neues dabei, wenn man ein Messer bei sich trägt und ohne Hemmungen lebt.“

Der Franzose erzählte, wie er aufgehört hatte, Rauschgift zu nehmen und wie er sich beim Rektor und den Professoren entschuldigte, weil er sie monatelang daran gehindert hatte, ihre Vorlesungen zu halten. „Ich habe einen wirklich schöpferischen Weg gefunden“, sagte er.

Die Fragen, die dann gestellt wurden, gingen den Dingen auf den Grund. Einer der Fragesteller war Paul. Andere waren schwarze Südafrikaner, Asiaten und Iren. Könnte es eine Änderung ohne Gewalt geben?

„Habt ihr versucht, auf Gott zu horchen und ihm zu gehorchen?“ fragte Gandhi. „Ich habe gebetet“, sagte ein schwarzer Südafrikaner, der nicht in sein Land zurückkehren durfte.

„Schön. Aber haben Sie auch gehorcht?“ beharrte Gandhi.

Man sprach weiter, bis das Licht verlöschte. Am nächsten Tag kamen einige Zuhörer, darunter auch Paul, zu uns, um weiterzureden. Er entschloß sich, das Glaubensexperiment zu wagen — etwas widerstrebend, weil er über seine eigene Kirche in seiner Heimat enttäuscht war.

Drei Monate später sprach er in unserem Haus zu zwanzig Kollegen aus seinem College: „Die Verhältnisse und meine eigene Entscheidung haben mich zum Revolutionär gemacht. Um mich herum ist so vieles falsch, unmenschlich und unerträglich, daß ich mich für den Kampf einsetzen muß, die Welt zu verändern. Eben das erweckte mein Interesse, mich mehr über die Erfahrungen dieser Leute zu informieren; sie versuchen ehrlich, die vier absoluten Maßstäbe der Ehrlichkeit, Liebe, Selbstlosigkeit und Reinheit zu praktizieren. Sie versinken nicht im Komfort dieses Hauses oder in einer leichten,

selbststüchtigen Karriere, die ihre Oxford-Diplome ihnen verschaffen könnte.

Allen jenen, die das System ändern wollen, möchte ich die Frage stellen: Wer hat die besten Aussichten, die Korruption zu beenden: der Ehrliche oder der Unehrlische? Wenn ich mein eigenes Leben in Ordnung bringe, kann ich mich ehrlicher auch für die Änderung der Welt einsetzen.

Es ist eine Sache, revolutionär zu sein; aber eine andere, revolutionär zu bleiben. In Südamerika sagt man: für die meisten Studenten ist Revolution eine Mode. Wenn sie die Hochschulen verlassen, wenden sie sich einer neuen Mode zu. Im ersten Jahr ist der Student radikal und revolutionär; im zweiten wird er Marxist-Leninist; im dritten ist er mit dem Bolschewismus nicht mehr zufrieden und wird Anhänger von Fidel Castro oder Mao; im vierten hat er schon viele Illusionen verloren, und wenn er schließlich abgeht, ist er Bürokrat. Die einzige Garantie dafür, revolutionär zu bleiben, liegt darin, nach absoluten Maßstäben zu leben. Lenin hat einmal gesagt: ‚In jedem von uns steckt ein Bourgeois!‘ Sicher gibt es den Kampf zwischen Gut und Böse in uns. Ich glaube, das Böse ist zu besiegen. Versucht doch das Experiment.“

Zu unseren interessantesten Erfahrungen in Oxford gehört die Zusammenarbeit mit den Boobbyers. Brian Boobbyer war früher in der internationalen Rugby-Mannschaft, und Juliet ist eine begabte Malerin. Sie wohnen mit ihren Söhnen Philip und Mark in unserer Nähe.

Wir sind fünfzehn Jahre älter als Brian und Juliet und sehr viel anders als sie. Ihr Mut und ihre Begeisterung sind eine Herausforderung für uns, und sie halten uns wohl oft für übervorsichtig und für nicht sehr originell. Oft ist ihr Glaube größer als der unsere, und sie haben sehr viel Mut. Wir unsererseits — in unserem Schneckenposttempo — halten ihre Pläne manchmal für nicht durchdacht. Wie arbeiten solche Leute zusammen?

Im Januar 1752 unterzeichneten John und Charles Wesley und neun ihrer engsten Mitarbeiter ein bemerkenswertes Dokument,<sup>3</sup> das in Johns schöner Handschrift mit typischer Gründlichkeit entworfen worden war. Es lautete:

„Wir, die Unterzeichner, stimmen in folgendem überein:

1. Daß wir auf etwas Böses, das einen von uns betrifft, nicht hören noch willentlich danach forschen wollen.
2. Daß wir, wenn wir etwas Böses voneinander vernehmen, es nicht gleich glauben wollen.
3. Daß wir, was wir hören, der betreffenden Person sobald wie möglich mündlich oder schriftlich mitteilen wollen.
4. Daß wir, ehe wir dies nicht erledigt haben, mit keiner Silbe irgendeiner anderen Person schriftlich oder mündlich davon Mitteilung machen wollen.
5. Daß wir, auch wenn wir dem Betreffenden Mitteilung gemacht haben, niemand gegenüber sonst etwas davon erwähnen wollen.
6. Daß wir keine Ausnahme von irgendeiner dieser Regeln machen wollen, es sei denn, daß wir uns in der Predigerkonferenz absolut dazu verpflichtet fühlen, es zu tun.“

Es sollte unter Freunden nicht notwendig sein, eine solche Erklärung zu unterschreiben, aber die darin enthaltene Gesinnung gilt für heute genauso wie für damals. Sie würde die meisten Aufsichtsräte, Gremien, Gewerkschaften, Kirchen und Kabinette in der ganzen Welt verändern. Ich persönlich versuche, nach einfachen Prinzipien zu leben: Kein Urteil über andere. Kein Klatsch über andere. Sei offen ohne vorgefaßte Meinung. Spüre den Heiligen Geist in anderen, wer sie auch sein mögen, unabhängig von Herkunft oder Alter oder ihren Erfahrungen. Für Gott gibt es kein Ansehen der Person. Sein Wille kann durch den Jüngsten, den Ältesten, den Dümmersten und sogar den Klügsten offenbart werden — dort, wo es eben Glauben und Gehorsam gibt.

Urteil und Klatsch haben nichts mit dem Heiligen Geist zu tun. Für mich wären sie nur Mittel, auf Kosten anderer großzutun.

Das beste mir bekannte Rezept für Teamwork steht im 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes — und es ist eine gute Übung, die Verse 4—8 ab und zu laut zu lesen und das Wort „Liebe“ durch den eigenen Namen zu ersetzen.

## Der Generationskonflikt - unumgänglich?

Vor einiger Zeit hatte ich ein Treffen mit Studienkollegen. Natürlich sprach man viel von „früher“, aber das häufigste Thema waren die Schwierigkeiten mit den eigenen Kindern: wie schwer sie zu verstehen und wie fast unmöglich es sei, mit ihnen auszukommen. Kurz gesagt, man sprach von der Kluft zwischen den Generationen. Ich habe den Eindruck, daß es oft so ist, wenn Eltern beisammen sind.

Das Thema ist auch nicht ungewöhnlich bei der jüngeren Generation. Und es ist wertvoller, ihre Schlußfolgerungen zu studieren, als wir Älteren annehmen.

„Sogar die Sprößlinge der Intelligenz“, sagte Roy Fuller in seiner Antrittsrede als Professor für Literatur in Oxford, „revoltieren und werden zu Drop-outs der Schulen, vielleicht weil sie sehen müssen, daß ihre Eltern besessen sind von allem, was zum Wohlstand gehört, und immer weniger die Überzeugung haben, daß irgend etwas auf der Basis von Grundsätzen und Glauben geschehen kann.“ Und die *International Times*, eine Untergrundzeitung, drückt es noch prägnanter aus: „Denkt daran, daß die älteren Leute trinken und high werden und sich großartig fühlen, und ihr tut etwas anderes, um high zu werden, und sie spucken auf euch.“

Ob es zwangsläufig zum Konflikt zwischen den Generationen kommen muß? Unsere Tochter Mary, die gerade das Studium der Geschichte in Oxford abgeschlossen hat, sagt nein. Ihr Bruder Geoffrey, der jetzt als Journalist bei einer Tageszeitung arbeitet, ist auch dieser Meinung. Wir haben Glück mit unseren Kindern — und mit unseren Freunden, die uns in Krisenzeiten unseres Zusammenlebens geholfen haben —, denn tatsächlich erfreuen wir uns heute einer größeren Einigkeit als je zuvor. Aber ein solcher Zustand kommt durch Änderung der menschlichen Natur, nicht durch Zufall.

Zuerst mußten Margot und ich uns klar werden, daß wir — auf uns selbst gestellt — armselige Eltern abgeben. Das erkannten wir besonders klar, als Geoffrey acht Jahre alt war

und in eine Internatsschule sollte; zuvor war er ein Jahr lang in Schweden gewesen, wo wir damals wohnten. Nun kam er in eine Schule bei Worcester. Seine Briefe klangen unglücklich. „Mir gefällt es hier gar nicht“, schrieb er. „Ich muß mich morgens in zwanzig Minuten anziehen und mein Bett machen, ganz ohne Falten.“

Auch ich war anfangs im Internat unglücklich gewesen und meinte, es sei der Gegensatz zu unserem glücklichen Familienleben, der ihm zu schaffen machte. Aber Freunde, die in der Nähe von Worcester lebten und sich um Geoffrey kümmerten, hielten es für unsere Schuld, daß er unglücklich war.

Als sie uns das auch schrieben, war es uns zuerst gar nicht recht, aber wir konnten nicht abstreiten, daß sie recht hatten. Geoffrey war ein verträumter Junge. Wenn er im Vorraum des von mehreren Familien bewohnten Hauses in Schweden seine Skischuhe anzog, brauchte er so lange dazu, daß wir ihm zu guter Letzt die Schuhriemen zubanden. So war es eben auch, wenn er sein Bett machte: wir versuchten, ihn bei guter Laune zu halten. Wir hatten ihn nicht auf eine Welt vorbereitet, in der er auf eigenen Füßen stehen mußte und wo Schmollen und Tränen ihm keine Freunde gewinnen und niemanden beeinflussen würden.

Als Geoffrey in den Weihnachtsferien nach Stockholm kam, verkündete er: „Ich gehe nicht zurück.“

„Oh doch, das wirst du, es bleibt dir nichts anderes übrig“, erwiderten wir. Wir sagten ihm, daß wir schuld seien an seinem Unglück, und fragten ihn, wie wir am besten helfen könnten, damit es im nächsten Trimester besser ginge.

Geoffrey dachte eine Weile nach und sagte dann, es würde ihm helfen, wenn er das Aufstehen und Bettmachen innerhalb von zwanzig Minuten üben könne.

Das ging drei Tage lang gut. Dann verspätete er sich um zwei Minuten. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, brach er in Tränen aus. „Mutter ist daran schuld“, schrie er nicht ganz ohne Grund. „Ich mußte ein anderes Hemd anziehen, obwohl ich schon eines anhatte.“ Schließlich wurde er ruhiger, und ich erklärte ihm, daß mir die zwei Minuten Verspätung nichts ausmachten, aber was mich störte sei die Art, wie er auf meine Worte reagiere. Denn eben diese Wutausbrüche

reizten die anderen Jungen dazu, ihn zu verspotten und auszulachen.

Geoffrey verfiel in tiefe Niedergeschlagenheit; das dauerte bis nach dem Frühstück. Um ihn aufzuheitern, ging Margot auf der schneebedeckten Insel Djurgården, wo wir wohnten, mit ihm spazieren. Geoffrey schmollte noch immer. Plötzlich dämmerte es Margot: „Du Närrin! In der Schule tut das niemand für ihn. Laß ihn jetzt, er muß allein zurechtkommen.“ Sie sagte: „Geoffrey, ich gehe jetzt nach Hause. Komm zurück, wenn du dich besser fühlst.“ Und sie ging.

Geoffrey kam stundenlang nicht zurück, und Margot mußte der Versuchung widerstehen, ihn zu suchen. Als er endlich erschien, sah er ganz anders aus. Am Abend, als Margot mit ihm betete, sagte er plötzlich: „Bitte, lieber Gott, hilf mir, daß ich nie wieder eine so schlechte Laune habe, weil ich weiß, daß ich dann andere so elend machen will, wie ich mich selbst fühle.“

Zu jener Zeit überdachten Margot und er jeden Abend den abgelaufenen Tag mit Hilfe des „Fingerspieles“. Die Finger waren fünf Soldaten — Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit, Liebe und Gehorsam — letzteres war ganz dasselbe für Mutter und Kind, es ging ja um den Gehorsam Gott gegenüber. Sie zeigten einander, wieviele Soldaten am Ende des Tages noch aufrecht standen.

Ein paar Tage lang lagen Geoffreys Soldaten am Boden, dann standen sie zwei Tage lang aufrecht. Als sie am Ende des zweiten Tages beteten, dankte Geoffrey Gott für seine Hilfe und fügte hinzu: „Und weil ich schon dabei bin, kann ich auch beschließen, gern in die Schule zu gehen.“

Das verkündete er am nächsten Morgen, wen er auch traf. Es war auch ein Lehrer dabei, der seine Arbeit nicht liebte. „Aber wenn Geoffrey gern in die Schule geht“, sagte er, „kann ich es auch.“ Und das ist seither auch so geblieben.

Als Margot dem Schulleiter von Geoffreys Entscheidung erzählte, erwiderte er: „Ich will Sie nicht entmutigen, Frau Lean. Aber das zweite Trimester ist immer schwieriger als das erste. Wir wollen das Beste hoffen.“ Nach ein paar Wochen schrieb er: „Geoffrey ist in diesem Trimester ganz anders.

Die Verwandlung ist kaum zu glauben und sicher nicht mein Verdienst.“

Mit seinen acht Jahren hatte Geoffrey schon eine gewisse Erfahrung von der Kraft Gottes in seinem Leben. Das Zwei-Bahn-Gebet — Hören und Sprechen — ist für Kinder etwas ganz Natürliches, wenn es für ihre Eltern natürlich ist. Glauben und Vertrauen fallen ihnen leicht.

Eines Abends während eines Gewitters rief uns Geoffrey in sein Zimmer im obersten Stock. „Ich will Gott bitten, damit Schluß zu machen“, sagte er. Margot fing an, ihm zu erklären, daß man Gott nicht bitten könne, mit so etwas wie einem Gewitter Schluß zu machen; aber man könne ihn um Mut bitten... Geoffrey winkte ungeduldig ab. „Herr“, sagte er, „hör doch gleich auf, bitte.“ Erstaunlicherweise donnerte es nicht mehr, und Geoffrey drehte sich um und schlief weiter.

Eine sehr wichtige Voraussetzung ist, daß Mutter und Kind die Autorität Gottes anerkennen und daß man ihm gehorsam ist. Als ich in Indien war, war Geoffrey gerade sechs. Margot nahm ihn und die einjährige Mary mit nach Tirley, wo sie die Kriegsjahre verbracht hatte. Die Frau eines Freundes, der damals im Iran arbeitete, war auch mit ihrem Sohn dort. Margot schlug vor, Geoffrey und John sollten ein Zimmer teilen. Geoffrey war dagegen. „John hat immer recht und weiß alles besser. Wir würden nur streiten.“ „Na, na“, sagte Margot, „zum Streiten gehören zwei.“

„Es werden zwei sein, das ist es ja eben“, erwiderte Geoffrey mit tiefer Überzeugung.

Schließlich beschlossen Mutter und Sohn, Gott um Hilfe zu bitten. Sie schrieben ihre Gedanken auf. Geoffrey las vor: „John ist viel netter als du glaubst. Frag ihn, ob er in deinem Zimmer schlafen will.“ Und sogleich begann er, für Johns Sachen Platz im Schrank zu machen. Sie sind seither gute Freunde geblieben.

Indessen traf ich in Neu-Delhi oft einen Abgeordneten und seine fünf Söhne. Die Jungen erkundigten sich bei mir, wie man auf Gott hören könne, und so bat ich Geoffrey, ihre Frage brieflich zu beantworten. Margot schrieb mir die Antwort:

„Hier ist Geoffreys Antwort auf Deinen heutigen Brief mit der Bitte, er solle den indischen Kindern Führung erklären.“

Er hat es nach vielem Nachdenken beim Schlafengehen diktiert, ganz ohne mein Zutun. Die Klammern stammen von ihm:

„Wenn Ihr Führung bekommen wollt, nehmt Ihr Papier, oder Ihr könnt es auch im Kopf machen und nicht aufschreiben; und Ihr müßt still sein (wenn kleine Kinder dabei sind, die schreien oder so, dann geht in ein anderes Zimmer). Und dann horcht. Und wenn Ihr ganz still horcht, werdet Ihr zwar nicht gerade eine leise Stimme hören — Ihr werdet plötzlich einen Gedanken bekommen. Es ist besser, daß viele Leute dabei sind; denn dann kann man sicher sein, daß es Führung ist. Am besten ist es, zeitig am Morgen aufzustehen, um Führung für den Tag zu bekommen. Vielleicht habt Ihr arme Freunde; dann denkt Ihr an etwas, das ihnen Freude macht, oder Ihr borgt ihnen ein Buch oder so etwas.

Und wenn Ihr über Moralische Aufrüstung sprecht: Es gibt vier Maßstäbe, und das sind sie:

1. Ehrlichkeit. Wenn Ihr gelogen habt, so ist das nicht ehrlich. Wenn Ihr also gelogen habt, müßt Ihr um Verzeihung bitten.

2. Ein zweiter heißt Reinheit. Keine schmutzigen Worte sagen, wenn man nicht muß. Sie nicht sagen, das ist Reinheit.

3. Selbstlosigkeit. Wenn man selbstsüchtig ist, ist man irgendwie habgierig. (Vielleicht habt Ihr es noch nicht gehört; in der Moralischen Aufrüstung haben wir zwar keinen wirklichen, aber eine Art von Leiter; er heißt Frank Buchman. Er sagt oft: ‚Wenn jeder genug teilt und jeder genug liebt, wird jeder genug haben.‘)

4. Das nächste heißt Liebe. Liebe heißt Menschen gern haben.

Falls dieser Brief am Morgen ankommt, vielleicht nach der Schule, dann geht in ein Zimmer und denkt darüber nach. Wenn er am Abend vor dem Schlafengehen kommt, wäre es gut, ein bißchen Führung zu haben; wenn jemand bei Euch ist, soll er mit Euch auf Gott horchen; denn vielleicht weiß er schon davon.

Die Erwachsenen sollten es selbst lernen, bevor die Kinder diesen Brief bekommen, weil sie es sicher auch gleich versuchen wollen!“

Margot fügte hinzu: „Geoffrey wollte, daß ich auch etwas schreibe, damit die Erwachsenen erfahren, wie man horcht; aber ich sagte ihm, das tatest Du ja, und Du und er wären das Team. Er interessiert sich ganz enorm für die Sache; also bitte berichte ihm, wie es weitergeht. Er sagte noch: ‚Den Teil über das Horchen mit anderen Leuten habe ich dazugetan, damit sie keinen Unsinn machen und jeder sagt, was er gerne will.‘“

Selbstverständlich ist es sinnlos, einem Jugendlichen die Leitung durch den Heiligen Geist aufzwingen zu wollen. Er muß selbst dazu bereit sein. Mag sein, daß er es vorübergehend aufgibt. Das wird er mit Sicherheit, wenn die Eltern nicht selbst bereit sind, sich von Gott leiten zu lassen, aber es vom Kind erwarten. Auf jeden Fall kommt einmal die Zeit, in der das Kind selbst entscheiden muß, was für ein Leben es führen will.

Geoffrey traf mit zwölf Jahren das erste Mal bei einer der internationalen Konferenzen in Caux eine Entscheidung. Er hatte den Bericht zweier hartgesottener Mau-Mau-Männer gehört, die es nun für wirkungsvoller hielten, Menschen zu ändern, statt sie zu töten. Er war tief beeindruckt. „Das war ein Wendepunkt in meinem Leben“, sagte er. Wir nahmen seinen Ausspruch nicht sehr ernst, aber er erwies sich als wahr.

Im Gymnasium mußte er in manchen Dingen gegen den herrschenden Trend Stellung nehmen. Das bedeutete, daß er einer Zeit der Einsamkeit ausgesetzt war, manchmal sogar kleinlichen Verfolgungen. Das tat ihm und uns weh. Aber später wendeten sich seine Altersgenossen ihm zu, und in der Zwischenzeit hatte er gelernt, vor Gott allein zu stehen. Das kam ihm später an der Universität und in der Redaktion zugute.

Mary ist ganz anders als Geoffrey. Sie kam zwei Tage nach Weihnachten zur Welt, als wir bei einer anderen Familie in einem wunderschönen Haus in Wimbledon wohnten. Der zweite Weihnachtsfeiertag ist auch mein Geburtstag, und als wir miteinander plauderten, sagte die andere Mutter, das Kind werde bestimmt eine „Tochter der Revolution“. Das hat sich in mancherlei Hinsicht bewahrheitet.

Damals hatte ich mich in London ein wenig vergraben und eine Einladung abgelehnt, in Indien zu arbeiten. Margot freute sich, daß ihr zweites Kind zuerst in einem kleineren Haus mit Garten und gesunder Luft aufwachsen würde und die Windeln im Freien trocknen könnten. Nicht wie bei Geoffrey, der in einem viel größeren Haus mit zwanzig oder mehr Leuten heranwuchs. Aber während Margot im Krankenhaus war, stellte sich heraus, daß wir eben in diesem Haus wieder gebraucht würden, und ich übersiedelte alle unsere Sachen, damit Margot gleich dort wohnen könnte. Wegen Marys Ankunft war ich Gott so dankbar, daß ich zu neuem Einsatz bereit war, und einige Monate später war ich in Deutschland, danach in Indien und dann in Skandinavien, wovon ich schon berichtete.

Mary fühlte sich in dem größeren Rahmen, in dem sie wohnte, ganz daheim — später auch in London, Cheshire und in Skandinavien. Ihre Einstellung zur Vorschule war zumindest neuartig. Als sie an ihrem vierten Geburtstag die Geschenke besichtigt hatte, sagte sie: „Noch etwas passiert, wenn man vier ist.“ Wir rieten ohne Erfolg, bis jemand das Wort Schule erwähnte. „Ja“, sagte Mary, „die Schule! Man geht zur Schule und gibt der Lehrerin einen Fußtritt.“

Mit Gott zu rechnen schien ihr ganz selbstverständlich, wie allen Kindern, denen man die Möglichkeit dazu gibt. Sie fragte Margot, was sie denn vor dem Frühstück immer mache. Margot überlegte, wie sie das alles erklären sollte. Sie entschied, am besten könne man es mit dem Radio vergleichen: Man höre eine Nachricht, ohne daß man den Sprecher sieht und so weiter. Aber Mary tat das mit einer Handbewegung ab. Sie wollte es selbst versuchen. Die Sache selbst schien ihr viel verständlicher als die Geschichte mit dem Radio.

Erst als wir nach Oxford zogen, wohnte Mary mit uns in einem kleineren Haus. Damals war sie sechs. Immer neue Menschen gingen bei uns ein und aus, und für Mary war es schwer zu verstehen, daß fremde Leute Margot gelegentlich mehr beanspruchten durften als sie. Die Krise kam, als eines Abends eine charmante Professorin aus Nepal zum Abendessen kommen sollte. Margot erklärte Mary, daß aus diesem Grund heute abend jemand anderes sie zu Bett bringen würde. Aber vorher dürfe sie den Gast sehen. Mary bekam einen Wut-

anfall. „Ich will sie nicht sehen. *Du* bist meine Mutter. Ich will *dich*. Ich mag alle diese Leute nicht, die zu uns kommen und *dich* mir wegnehmen!“

Margot erklärte ihr, das hier sei nicht unser Haus, sondern es gehöre Gott, und wir wollten doch, daß diese Frau, deren eigene Kinder so weit weg waren, sich daheim fühlen sollte. Mary beruhigte sich und fand sich damit ab. Sie begrüßte Mrs. Joshe dann sehr herzlich. Im Verlauf der nächsten Monate wurden sie gute Freunde, und seit damals trägt sie immer ihr Teil dazu bei, unser Haus zu einem Heim für andere zu machen.

Nicht lange danach sagte Mary, ohne daß wir mit ihr darüber gesprochen hatten, sie wolle den Maßstäben der Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe näherkommen. Sie begann, Margot Dinge zu erzählen, die ihr Gewissen belasteten. Manchmal fiel ihr das recht schwer, und wir fragten uns, ob sie sich nicht zu sehr um Kleinigkeiten sorge; aber Margot erinnerte sich, wie sie als Teenager unter einer Kindheitsschuld gelitten hatte. Sie hatte ihre Eltern angelogen, und ihre Schwester war bestraft worden. Tatsächlich begann Mary damals, sich freier zu bewegen. Wo heute die Psychiater so lange brauchen, um die Geheimnisse unserer Kindheit zutage zu fördern, und dicke Honorare dabei verdienen, ist es vielleicht nicht schlecht, einen Weg zu finden, wie man diese Dinge daheim lösen kann, bevor sie sich zu wirklichen Problemen entwickeln können.

Geoffrey und Mary vertrugen sich gut und erlebten viele Abenteuer miteinander. Als er dreizehn und sie acht war, wurde Tausenden von Menschen eine Erklärung zur Unterschrift vorgelegt; sie sollte unsere nationalen Probleme auf christliche Art lösen helfen. Geoffrey und Mary beschlossen, sie in einem Armenviertel von Oxford von Haus zu Haus zu tragen. Die Kinder übernahmen je eine Straßenseite.

Geoffrey läutete an einer Haustür und zeigte die Erklärung dem flotten jungen Mann, der öffnete. „Du willst wohl nicht, daß ich das unterschreibe, ich bin Kommunist.“ — „Gerade solche Leute wollen wir“, erwiderte Geoffrey. „Komm herein“, sagte der junge Mann.

Geoffrey holte Mary, und sie fanden sich mitten in einer Gruppenversammlung der Liga junger Kommunisten. Der junge Mann war ein Funktionär und für diese Gegend zuständig.

Es folgte eine lebhaftere Unterhaltung. Geoffrey wollte den jungen Leuten klarmachen, daß er alle Anwesenden zu noch tatkräftigeren Revolutionären machen wolle — daß sie bei sich selbst anfangen und absolute moralische Maßstäbe anwenden sollten. Mary, die nie auf den Mund gefallen ist, warf ab und zu ein Wort ein.

„Die Sitzung war zu Ende“, erinnert sich Mary, „und unser Gastgeber sagte: ‚Wenn ich doch nur ebenso genau wüßte, ob ich in zehn Jahren noch lebe, wie daß dann die Kommunisten England regieren werden!‘ Geoffrey antwortete, er denke, *Gott* könne und werde England regieren.“

Der junge Mann unterschrieb die Erklärung, und ein paar Tage später besuchte er uns.

Mary fiel es nicht leicht, uns zu verlassen, um in eine Internatsschule zu gehen. Aber sie empfand es als richtig. Sie hatte anfangs noch größere Schwierigkeiten als Geoffrey, sich mit anderen Kindern anzufreunden. Aber das wurde später auch bei ihr anders. Gemeinsam mit einer Freundin, mit der sie in Caux gewesen war, meldete sie sich, um vor der ganzen Schule über die dortige Konferenz zu berichten. Nachher sagte uns die Schulleiterin: „Die anderen Mädchen erzählen mir, wie sehr sie den Mut von Mary und Jane bewundern; ihnen selbst würden sie das nicht sagen.“ Als Mary die Schule absolviert hatte, bekam sie zu ihrem eigenen Erstaunen den jährlichen Preis für „Mut, selbständiges Denken und Großherzigkeit“.

An ihrem siebzehnten Geburtstag übergab Mary Gott ihr Leben. Viele ihrer Altersgenossinnen rebellierten gegen die Eltern, so daß sie begonnen hatte sich zu fragen, ob sie das nicht auch tun sollte. Als sie am Morgen vor Gott still wurde, dachte sie: „Daß deine Eltern ihr Leben so leben, ist kein Grund, warum du es nicht auch tun solltest.“

Später schrieb sie mir: „Die Kluft zwischen den Generationen ist nicht zwangsläufig. Die Rebellion der Jungen gegen die elterliche Autorität wird gewöhnlich durch die materialistische Wertskala der Eltern verursacht. Aber die Menschen

bleiben beim Reagieren stehen. Sie versuchen nicht, die Situation zu ändern.“

Damals fragte ich sie auch, was das Hören auf Gott für sie bedeute. Sie antwortete: „Es gibt Gott Gelegenheit zu sprechen. Tut Gott das nicht, so rührt das meistens daher, daß man selbst bestimmt, worüber Er sprechen soll. Zumindest gibt mir das die Möglichkeit, den beginnenden Tag in der richtigen Perspektive zu sehen. Das erspart mir Enttäuschungen. Aber es ist mehr als das — es ist wie eine Goldgrube, aus der ich tieferes Verständnis meiner selbst, der nächsten Schritte und der Welt gewinne. Es ist ein Felsen der Sicherheit in einem Leben, in dem es manchmal keine anderen Sicherheiten gibt.“

Wenn man mich fragt, wie Einigkeit in der Familie entsteht, scheint mir das Wichtigste, nicht um Einigkeit zu sorgen, sondern ein großes Ziel zu haben, das jeden einspannt. Versucht man, das Glück zum Lebensziel zu machen, so fängt der Streit an. Ziehen wir Eltern uns in die Bequemlichkeit unserer mittleren Jahre zurück, sind die Kinder bald enttäuscht und langweilen sich.

In ihrem letzten Schuljahr fügte es sich, daß Mary einen ganzen Monat mit Margot und mir zu Hause verbrachte — ohne Geoffrey und ohne die Abwechslungen, die es in den anderen Ferien gegeben hatte. Der Gedanke erschreckte sie. Am ersten Tag daheim kam ihr in der Stillen Zeit der Gedanke: „Unternehmt täglich etwas gemeinsam für jemanden, der nicht hier wohnt.“ Dieser Gedanke erschreckte *uns*, besonders Margot, die an das Essenkochen dachte. Trotzdem gingen wir darauf ein.

In den ersten Tagen mußten wir planen, wen wir zu den Mahlzeiten einladen, was wir den Gästen vorsetzen sollten und was wir tun könnten, damit sie etwas Wertvolles erhielten, bevor sie heimgingen.

Die zwei ersten Gäste waren Freundinnen von Mary, dann kam eine Lehrerin mit ein paar Mädchen aus Sherborne, die zufällig in der Stadt waren. Nach drei Tagen schien Gott die Sache zu übernehmen. Eine bekannte Persönlichkeit des Fernsehens kam und übergab Gott ihr Leben. Studenten, Gewerkschaftler, ein Verleger, ein oder zwei Geschäftsleute, allerhand Menschen strömten in unser Haus.

Margot und Mary hatten viel in der Küche zu tun. Wenn zwei Frauen miteinander kochen, auch — oder erst recht — wenn es sich um Mutter und Tochter handelt, gibt es manchmal Probleme. Margot erinnerte sich, daß sie bei sich daheim niemals gekocht hatte, weil sie im Vergleich zu ihrer Mutter so langsam vorankam, daß sie den Mut verlor. Am zweiten Morgen kam ihr plötzlich der Gedanke: „Gestatte dir den Luxus, wenigstens einmal am Tag etwas falsch zu machen.“ Sie war bereit, Fehler zu erkennen und anzunehmen und nicht die eigene Methode für absolut richtig zu halten. Das machte Mary frei, und sie sagte später, es seien die glücklichsten Ferien ihres Lebens gewesen.

Die Brücke über die Kluft zwischen den Generationen ist die Ehrlichkeit. Vor nicht langer Zeit mußte Geoffrey eine wichtige Entscheidung im Blick auf seine Zukunft treffen. Er war damals durch Tausende von Meilen von uns getrennt, und jemand meinte: „Hast du deine Motive geprüft? Kompromisse schaffen Verwirrung, Gehorsam gegen Gott schafft Klarheit.“

Er überdachte sein Leben und seine Motive — und fast sofort wurden ihm seine nächsten Schritte klar. In seinem nächsten Brief berichtete er darüber. Margot antwortete ihm darauf. Sie hatte aus seinem Verhalten selbst etwas gelernt. Aber mein Brief beschränkte sich auf oberflächliche Floskeln. Geoffrey war zutiefst enttäuscht. Bei unserem Wiedersehen gab er dies offen zu. Daß er sich nicht einig mit mir wußte, bedrückte ihn.

Unser Verhältnis blieb gespannt, so sehr ich auch versuchte, mein Benehmen zu ändern, bis ich mir von Gott sagen ließ, warum ich mich ihm gegenüber so steif und unpersönlich verhielt.

Seine Ehrlichkeit hatte meine Motive bloßgestellt: Die Abhängigkeit von Sicherheiten, den Wunsch, als Vater zu entscheiden, was mein Sohn tun solle. Auch waren mir seine Erfolge willkommen, um die Meinung anderer Leute über mich selbst zu verbessern.

Als ich mir über diese abgründigen Charaktereigenschaften klar wurde, bat ich Gott um Vergebung und Veränderung. Sogleich entstand eine neue Einigkeit zwischen uns. So ist der

Generationskonflikt oft eine Frage der Aufrichtigkeit zwischen Eltern und Kindern.

Bei Geoffreys Entscheidung ging es darum, ob er sich um eine Stellung bei der *Yorkshire Post* bewerben sollte. Er tat es und hatte in den letzten fünf Jahren oft Gelegenheit, über lokale und nationale Belange zu schreiben. Seine Artikel über die Verschmutzung der Flüsse von Yorkshire bewirkten z. B., daß alle fünfundzwanzig ansässigen Firmen und die lokalen Behörden innerhalb eines Jahres Verbesserungen einleiteten. Aber er soll seine eigene Geschichte am besten selbst erzählen.

# Die Entwicklung eines Sohnes

von Geoffrey Lean

„Hat man Sie eingezogen, oder haben Sie sich freiwillig zum Dienst gemeldet?“ Ich war achtzehn, und diese Frage stellte mir unser Nachbar, ein Wissenschaftler.

Ich konnte ehrlich antworten, daß ich ein Freiwilliger war.

Es ist wahr, meine Eltern hatten mich so erzogen, daß ich wußte, was recht und was unrecht ist, und ich kannte auch Gottes Führung und hatte sie selbst erfahren. Dafür bin ich dankbar. Meine Kindheit war dadurch reich und glücklich und stand auf festem Boden; viele meiner Freunde beneideten mich darum.

Aber meine Eltern übten keinen Druck auf mich aus, mich auf ihre Lebensart zu verpflichten — jede diesbezügliche Initiative wurde mir überlassen.

Das Abenteuer ihres Lebens und dessen Bedeutung für alles, was in der Welt vorging, war ein mächtiger Magnet. Ich unternahm alle meine Schritte in dieser Richtung, weil ich sah, daß es bei ihnen und anderen Leuten, die ich kannte, funktionierte.

Trotzdem rebellierte ich, als ich sechzehn war; teilweise wohl, weil ich sicher sein wollte, daß mein Lebensstil auf meiner eigenen Entscheidung beruhte, und weil ich meine Unabhängigkeit klar herausstellen wollte; aber zum Teil auch, weil ich mein Leben lieber selbst in der Hand haben wollte, als es Gott zu überlassen.

In der Schule hatte ich allerhand Spötteleien wegen meiner Überzeugungen über mich ergehen lassen müssen. Ich wußte, daß ein Leben unter Gottes Herrschaft mich immer in Kontroversen verwickeln würde, und der Wunsch, beliebt zu sein, ist in mir sehr lebendig.

Dennoch wußte ich um die Bedeutung der inneren Erneuerung und wünschte den Menschen, die sich dieser Arbeit verpflichtet hatten und die ich achtete, zu gefallen. Obwohl ich rebellierte, ließ ich mich immer mehr in ihre Aktionen ein-

beziehen, aber die Verbindung zu Gott hatte ich versperrt — außer für Notfälle! Das Ergebnis war natürlich das vollkommene Gegenteil dessen, was innere Erneuerung wirklich ist.

Meine Eltern zwangen mich zu nichts, sie klagten mich nicht an, und es gab keine Strafpredigten. Sie halfen mir, meine Gefühle zu verstehen, und sprachen nicht mehr über das Thema — machten aber gleichzeitig kein Geheimnis aus ihren Überzeugungen und lebten nach denselben Maßstäben wie bisher. Die Initiative für meine endgültige Entscheidung kam von mir und überraschte sie nicht wenig.

Denn als ich die Schule verließ, war ich nicht zufrieden. Ich hatte kein Ziel, weil ich keine Ahnung hatte, wie ich anderen zu einem befriedigenden Lebensziel verhelfen könnte. Und ich war unglücklich, weil ich mit meiner eigenen Natur nicht fertig wurde, keinen Frieden hatte und keine Gemeinschaft mit Gott.

Das kam alles eines Abends heraus, als wir nach einem Theaterbesuch in London nach Hause gingen. Sachte halfen mir Mutter und Vater zu verstehen, daß wahre Befriedigung ins Herz kommt, wenn man seinen Willen und sein Leben Gott übergibt. Im Wohnzimmer unserer Freunde betete ich einfach, daß Gott die Herrschaft über mein Leben übernehmen möge.

Es war dies ein tastender und zögernder, aber wesentlicher erster Schritt. Denn ich fand heraus, daß Gott einen beim Wort nimmt. Allerhand begann auf mich zuzukommen; und in den neun Jahren, die seitdem vergangen sind, hat es keine langweilige Stunde mehr gegeben. Und nicht ein einziges Mal habe ich meine Entscheidung bereut.

Schon in den ersten Monaten geschahen zwei Dinge, die mich etwas ratlos machten, aber mein Vertrauen in Gottes Führung stärkten: Ich begann mein Studium in Oxford, und ich verliebte mich.

Judy war wild, warmherzig, irisch und das erste Mal in England. Sie hatte gerade ihre Schulzeit in Dublin beendet, wo sie immer noch als die unbezähmbarste Schülerin ihrer Zeit gilt. Irgend jemand überredete sie, zwei Wochen bei einer Jugendkonferenz in Tirley Gath zu verbringen.

„Gut, ich gehe“, sagte sie sich, „aber in ihre Moralische Aufrüstung werden sie mich nicht kriegen!“ Und sie machte mit ihren Freundinnen aus, daß sie täglich schreiben sollten, um sie aufzuheitern und ihr zu helfen, bei ihrem Entschluß zu bleiben.

Aber die Briefe, die sie bekamen, klangen anders als erwartet. Denn Judy hatte einiges gefunden, das sie aus dem Gleichgewicht brachte. Und schnell entschied sie sich, daß dies der Weg sei, den sie gehen wolle.

Ein paar Tage später arbeiteten Judy und ich im Büro an den täglichen Konferenzberichten. Am Nachmittag waren wir ein paar Stunden allein und plauderten. Ich hatte das Gefühl, das sei ein Mädchen, dem ich alles sagen könne, und sie würde mich verstehen und immer das Beste von mir erwarten.

Als ich einen Monat später am Morgen auf Gottes Führung wartete, kam mir der klare Gedanke, daß Judy und ich eines Tages heiraten würden. In den nächsten sechs Jahren gab es lange Zeitspannen, in denen wir uns gar nicht sahen — wir waren sogar oft in verschiedenen Teilen der Welt. Es gab aber auch Zeiten, da wir einander unerwartet trafen. Im Lauf der Zeit fand ich zu meinem eigenen Erstaunen, daß mir mehr daran lag, Judy solle der Mensch werden, zu dem Gott sie machen wollte, als an dem Wunsch, sie zu heiraten.

Es war vielleicht eine merkwürdige Art zu freien und gar nicht das, was ich anfangs erwartet hatte. Aber mein Glaube wuchs daran, ich hatte Frieden und sogar Freude, und wenn ich zurückschaue, wüßte ich gar nicht, wie ich es anders hätte machen sollen.

In jenem Oktober begann ich auch mein Studium in St. Edmond Hall, Oxford. Wieder fühlte ich mich aus dem Gleichgewicht geworfen. Ich glaubte damals, daß alles, was mit den Studenten in Oxford geschieht, großen Einfluß auf das Weltgeschehen habe, da so viele von ihnen führende Stellungen in ihren Ländern einnehmen. Ich wollte mich von Gott gebrauchen lassen — aber der Teich, in dem ich fischen sollte, schien unendlich groß. So bat ich Gott, mir zu zeigen,

mit welchem Gebiet ich mich besonders befassen solle. Die Antwort war — mit Journalistik.

Seit meinem vierzehnten Lebensjahr hatte sich die Überzeugung in mein Herz geschlichen, daß Zeitungen meine Lebensaufgabe sein würden. Oxford war für den Anfang der richtige Ort. Schon am ersten Tag des Trimesters wollte ich eine Zeitschrift finden, bei der ich anfangen könnte. Die *Oxford Opinion*, damals ein starker Rivale der *Isis*, organisierte ein Treffen für die neuen Studenten. Wie in jeder Unterredung, die ich seither hatte, machte ich kein Hehl aus meinem Glauben und meiner Verpflichtung. Eine Stunde später war ich als einziger neuer Student Mitglied der Redaktion.

Ein Erfolg also. Als ich zwei Tage später in die Redaktion kam, mußte ich erfahren, daß die *Oxford Opinion* ihr Erscheinen einstellen müsse wegen zweier Verleumdungsprozesse, die durch die erste Ausgabe in diesem Trimester noch vor meinem Beitritt ausgelöst worden waren. Das Herausgeben und Einstellen von Zeitschriften ist in Oxford Tradition, trotzdem war mein schneller Auf- und Abstieg mit Sicherheit ein Rekord.

Später wurde ich Redakteur der damals wichtigsten politischen Zeitschrift der Universität und schrieb auch regelmäßig kurze Artikel für die *Times*. Es machte Spaß, mit richtigen Journalisten zu wetteifern, und es war auch ein finanzieller Zuschuß. Es erwies sich außerdem als hilfreich, als ich mich später um eine Stellung bewarb.

Das war dann gar nicht so einfach, wie ich erwartet hatte. Ich bin von Natur aus eingebildet (eine Eigenschaft, die in Oxford nicht gerade abgebaut wird) und hatte angenommen, daß jede Londoner Zeitung einen jungen Journalisten, der schon für die *Times* gearbeitet hatte, anstellen wolle. Und so bewarb ich mich — zu spät — um eine Anstellung.

Verschiedene Leute in der Fleetstreet, mit denen ich sprach, sagten mancherlei Ermutigendes, aber meinten doch, ich sollte zuerst in der Provinz arbeiten — und so bewarb ich mich bei der *Yorkshire Post*.

Wieder war es für das laufende Jahr zu spät, aber man riet mir, ein Jahr später wieder nachzufragen. Schließlich ergab

sich alles zum Besten — denn ich beschloß, ein Jahr lang ganz für die Moralische Aufrüstung zu arbeiten. Und gerade als ich diese Entscheidung getroffen hatte, wurde ein Posten bei der *Yorkshire Post* frei, den man mir anbot. Die Nachrichtenabteilung des B. B. C. in Birmingham tat das gleiche. Aber ich spürte, ich sollte bei meiner Entscheidung bleiben und beide Angebote ablehnen im Vertrauen darauf, daß auch nach meiner Rückkehr eine Anstellung zu haben sein werde.

Ich bin froh, daß ich so handelte. In jenem Jahr bekam ich einen größeren Weitblick, und das half mir bei meinen journalistischen Versuchen. Auch bekam ich viele meiner schlechten Eigenschaften in den Griff, vor allem meinen Hochmut, der mich als Anfänger in einer Redaktion unerträglich gemacht hätte.

Die ersten Monate verbrachte ich in England und auf dem Kontinent, als nach den Unruhen in Paris die Studenten zur Gewalt griffen. Meine Freunde und ich erlebten aufregende Begegnungen mit den Universitätsbehörden und den radikalen Studenten, als wir versuchten, ihnen die permanente Revolution der Erneuerung nahezubringen. Viele waren fasziniert, und in manchen Fällen fand man Lösungen für scheinbar unlösbare Probleme, die lange Zeit Schlagzeilen gemacht hatten.

Vielleicht habe ich mich ein wenig zuviel mit dem Thema befaßt, mußte ich bei der Rückreise von Paris nach England denken. Mein Haar war um einiges länger, und in Dover fragte mich der Zollbeamte, was ich in Paris gemacht hätte.

„Für die Moralische Aufrüstung gearbeitet“, sagte ich und dachte, damit würde ich schnell durch den Zoll kommen.

„Wer ist das?“ fragte der Beamte noch argwöhnischer.

„Ach, das ist eine Revolution, die . . .“, mehr brauchte ich nicht zu sagen. Er durchsuchte mein ganzes Gepäck.

Nach einigen Monaten wurde ich nach Australien eingeladen. Ich fuhr über Indien und auf dem Rückweg über Singapur und Äthiopien.

In Australien lernte ich viel von Journalisten und Studenten und auch in einigen schwierigen Industriezentren des Landes. In einer neuerbauten Stadt, die als industrielles Ausstellungsstück angekündigt, aber förmlich zum Kriegsschau-

platz geworden war, entstand eine neue Beziehung zwischen Management und Belegschaft; Ergebnis eines Besuches der Gruppe, mit der ich arbeitete.

Ich lernte auch, wie ich besser für einzelne sorgen könnte. Ich traf einen jungen Mann, der ein paar Jahre lang ein Hippie gewesen war. Er erkundigte sich, wie ich lebte, und war beeindruckt von einer Verpflichtung, die für ihn weder ein Aufgeben im Kampf gegen das Establishment war noch das Leben eines Drop-out bedeuten würde. Er begann, mir aus seinem Leben zu erzählen — er ließ sich treiben und hatte zweifelhafte Beziehungen; und das alles, weil er seinen Vater haßte.

„An einem Tag habe ich Ihnen mehr erzählt als vier Psychiatern in zwei Jahren“, schloß er. Er wollte seinem inneren Wirrwarr entrinnen und versuchte, seinen Vater zu finden. Später erfuhr ich, daß die beiden ihre Beziehungen auf eine ganz neue Basis gestellt hatten.

Die Monate vergingen wie im Flug, und bald war es an der Zeit, mich bei der *Yorkshire Post* noch einmal zu bewerben, wenn ich es überhaupt tun wollte. Ich wußte nicht, was richtig war. Der Journalismus lockte mich, aber ebenso die begonnene Arbeit in Australien. Ein paar Wochen lang konnte ich mich nicht entscheiden.

Schließlich bat ich zwei ältere Herren, die ich sehr schätzte, um Rat. Sie sagten, oft ginge es gar nicht um die Alternativen, sondern um die Motive. Sie erwähnten bestimmte Charakterzüge, die mir im Weg stehen könnten. Ich reagierte empfindlich darauf — aber als ich darüber nachdachte, mußte ich ihnen recht geben. Ich faßte den Entschluß, mich zu ändern und mein Verhältnis zu Leuten in Ordnung zu bringen, die ich durch die aufgeblasene Idee meiner eigenen Wichtigkeit schlecht behandelt hatte.

Am nächsten Tag wußte ich mit absoluter Bestimmtheit, daß ich nach England zurückkehren und mich bei der *Yorkshire Post* bewerben sollte.

Meine Entscheidung für Gott galt als Mitarbeiter der Moralischen Aufrüstung ebenso wie als Journalist. Absolute Ehrlichkeit, absolute Reinheit, absolute Selbstlosigkeit und absolute Liebe (keine weiche Sentimentalität, sondern leidenschaft-

liche und echte Fürsorge) sind meiner Ansicht nach keine schlechten Maßstäbe für einen Journalisten.

Der Redakteur eines beliebten Fernsehprogramms, der mir eine Stelle anbot, fragte mich, ob diese Maßstäbe kein Handicap für Journalisten seien. Ich erwiderte, daß ich sie als große Hilfe empfände — denn wenn ich mich selbst kenne, kann ich auch andere klarer sehen, und man kann mir nichts vormachen.

„Muß ein Journalist nicht zynisch sein?“ fragte er, wohl um mich auf die Probe zu stellen.

„Meinem Empfinden nach ist ein zynischer Reporter oft ebenso naiv wie einer, der in den Wolken lebt. Der eine sieht überall das Gute, der andere das Schlechte. Ein gesunder Skeptizismus ja; aber kein Zynismus“, erwiderte ich.

„Ich habe die gleiche Erfahrung gemacht“, antwortete der Redakteur.

Als ich bei der *Yorkshire Post* eintrat, war ich entschlossen, den Versuch zu machen, ein verantwortungsbewußter und konstruktiver Journalist zu sein. Wohl weil ich in der Schule ausgelacht worden war, erwartete ich einen harten Kampf. Zu meinem Erstaunen — warum eigentlich? — richteten sich die Kollegen und Vorgesetzten selbst nach hohen Maßstäben. Es war nicht einfach, ihre Maßstäbe zu erreichen.

Ein junger Journalist ist immer versucht, eine Story auszuschnürceln, damit sie besser ankommt. Man schreibt etwa: Ein Mensch ist wütend, wenn er bloß verärgert ist, oder: Er ist verärgert, wenn ihm etwas nicht recht ist.

Diesen Kampf um Wahrheit mußte ich im ersten Jahr durchstehen, und meine älteren Kollegen waren mir dabei eine große Hilfe.

Der Herausgeber der *Yorkshire Post*, John Edwards, ließ mich zum Eingewöhnen drei Monate lang bei einer Wochenzeitschrift derselben Zeitungsgruppe arbeiten. Das war ein guter Anfang.

Auch als ich zur *Yorkshire Post* zurückkam, hatte ich Glück. Denn diese Zeitung gibt jedem die Chance, auch über größere Ereignisse zu schreiben. Mir wurde eine Story anvertraut, die schließlich groß herauskam. Die beste Arbeit daran jedoch leisteten zwei Journalisten, die mir beistanden, als

der Umfang der Story klar wurde. Und nach zwei Wochen war ich gut in Schwung.

In diesen ersten Jahren erlebte ich auch, daß ich auf ganz natürliche Weise mit Menschen in Kontakt kam, die Hilfe brauchten — ein Kollege, jemand, den ich durch meine Arbeit kennengelernt hatte, oder auch andere, die nichts damit zu tun hatten. Ohne mich anzubiedern, merkte ich, daß sie mit mir reden wollten. Einige von ihnen fanden eine neue Richtung für ihr Leben.

Im Dezember 1971 kam mir der Gedanke, daß nun die rechte Zeit gekommen sei, Judy einen Antrag zu machen. Wir hatten einander seit mehr als einem Jahr nicht gesehen, aber gerade vor Weihnachten schien es möglich, ein Wochenende gleichzeitig mit ihr in London zu verbringen. Aber ich hatte Angst. Wie würde sie meinen Antrag aufnehmen? Wenn sie nein sagte, was dann?

Um fünf Uhr nachmittags machte ich ihr einen Heiratsantrag. Sie konnte mir nicht sofort antworten. Etwas später läutete es an der Tür. Ein junger Mann erschien, der Judy zusammen mit seiner Verlobten zum Essen ausführen wollte. Beim Einsteigen ins Auto sagte Judy zu ihrem Freund Peter: „Dieser Mann hat mich gerade gefragt, ob ich ihn heiraten will.“ — „Meine Güte“, erwiderte er und lächelte seiner Braut zu, „weiß er denn, daß *ich* schon verlobt bin?“

Während der Autofahrt ging Judy mit sich zu Rate. Sie liebte mich nicht besonders. Aber am Ende der Fahrt war sie ganz sicher, daß es Gottes Wille war, ja zu sagen. Dazu gehörte ein großer Glaube. Sie lieh sich eine Münze von ihren Freunden und rief mich an. Wenig später feierten wir vier gemeinsam.

Aber das war erst der Anfang. Oft erwachte sie morgens mit dem Gedanken: „Was hast du da eigentlich gemacht?“ Gleichzeitig aber war sie sicher, daß es richtig sei, mich zu heiraten, und daß die Liebe später kommen werde.

So war es auch, und während unserer sechsmonatigen Verlobungszeit nahm diese Liebe stetig zu. Wir heirateten in Cork an einem grauen Junitag. Als Judy ihr „Ja“ sagte, brach die Sonne durch die Wolken, und die Kirche war in Licht gebadet.

Sie sagte später: „Es war gut, daß ich Geoff ‚ja‘ sagen und mein Versprechen halten mußte. Wir Irländer lassen uns so leicht von unseren Gefühlen leiten. So war es für mich richtig, daß ich den größten-Schritt meines Lebens nicht aus einem Gefühl heraus machen mußte, sondern aus der Überzeugung, daß Gott es so wollte.“

Während unserer Verlobungszeit waren wir nicht oft beisammen, und ich fand das schwierig. Meine Arbeit hielt mich in Leeds fest, und Judy arbeitete in Belfast mit anderen um einen gerechten Frieden im Land. Zu jener Zeit explodierten Bomben in der ganzen Stadt, und viele Passanten wurden verletzt oder getötet. Judys Arbeit führte sie in Gegenden, wo viel geschossen wurde. Gott hatte mir zwar gesagt, daß sie unverletzt bleiben würde, aber ich hatte dennoch Angst. So manches Mal wollte ich nach einer Explosion unseren Nachrichtendienst anrufen, der vielleicht schon eine Liste der Opfer hatte. Und die Nachrichtensendungen versäumte ich nur selten.

Ich wollte sie veranlassen, einen Termin zu bestimmen, an dem sie Belfast verlassen würde. Wenn ich meinte, es wäre jetzt endlich soweit, hatte sie Führung, zurückzufahren. Mir war das gar nicht recht. Endlich bestand ich darauf, daß sie wenigstens für einen Monat nach Leeds käme, um mit mir auf Wohnungssuche zu gehen. Ich hielt das für nicht mehr als vernünftig.

Wenige Tage vor diesem Urlaub ließ sie mich jedoch wissen, daß sie diesen Monat in Belfast verbringen und für zwei kleine Kinder sorgen müsse, damit deren Eltern nach Kanada fahren könnten. Die Eltern waren Protestanten, die sich mit Katholiken ausgesöhnt hatten. Zusammen mit anderen Leuten beider Religionsgruppen waren sie nach Quebec eingeladen worden, um die dortige Spaltung überwinden zu helfen. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß durch diese Art der Zusammenarbeit die Iren selbst jene Einsicht gewinnen könnten, die für den Frieden so notwendig war.

Wohl verstand ich die Bedeutung dieses Vorhabens und Judys Anteil daran, aber ich war wütend. Nun blieb uns nur ein Tag, um unsere künftige Wohnung zu finden. Schließlich gab ich doch meine Einwilligung.

Wir begaben uns also in Leeds auf Wohnungssuche und nahmen uns vor, als Verheiratete dann weiterzusuchen nach einem Haus. Aber wir konnten nichts finden, das für weniger als die Hälfte meines Brutto-Einkommens zu haben war. Als wir am Ende dieses einen Tages in trostloser Stimmung beim Essen saßen, entdeckten wir in der Abendzeitung eine kleine Anzeige, die vielversprechend schien. Ich rief den Hausbesitzer an, aber der meinte, so spät könne er niemanden mehr hinführen. Doch als ich ihm sagte, daß meine Verlobte am nächsten Morgen um sieben Uhr nach Belfast fliegen müsse, ließ er sich erweichen.

Gleich als wir das Haus betraten, wußten wir, daß es gerade richtig für uns war. Die Besitzer waren sehr entgegenkommend, aber natürlich gab es auch andere Interessenten, die mehr bieten konnten. Es schien uns richtig, den Versuch zu machen, das Haus zu kaufen.

Am nächsten Morgen machte ich mein Angebot. Zu meiner Überraschung sagte der Besitzer: „Das Haus gehört Ihnen.“ Er erklärte, daß er und seine Frau sich gewünscht hatten, das Haus, wie er sagte, „würdigen“ Leuten zu überlassen.

Es war großartig, von solchen Leuten ein Haus zu kaufen. Als wir es übernahmen, war alles blitzsauber und der Garten in gutem Zustand. So hatten wir innerhalb eines Tages das erreicht, was wir wahrscheinlich einen Monat lang vergeblich gesucht hätten, wenn wir nicht auf Gott gehört hätten.

Jetzt wohnen wir seit zwei Jahren in diesem Haus, und wir hätten keines finden können, das unseren Bedürfnissen besser entspricht. Auch wir versuchen wie meine Eltern, das Haus zu einem Heim für viele zu machen. Und während dieser Zeit habe ich die grundlegenden Kenntnisse erlernt, die ein Journalist mit einer Zielsetzung braucht.

Ich bin dankbar für den kämpferischen Geist im Zeitungs-wesen — ich denke dabei an den Einsatz der *Sunday Times* für die Contergan-Kinder, an die Untersuchung des *Guardian* über die Unterbezahlung von schwarzen Arbeitern in britischen Firmen in Südafrika oder an die Aufdeckung der Watergate-Affäre. Eine starke, verantwortungsbewußte Presse, die solche Probleme untersucht, ist ein wesentliches

Bollwerk der Demokratie, ein Schutz gegen Korruption, ein Kreuzzug gegen das Böse.

Zwar glaube ich, daß die Zeitungen noch mehr im Dienste der Öffentlichkeit tun müßten. Sie könnten auf kommende Probleme hinweisen und sie schon durch die Darstellung der Tatsachen einer Lösung näherbringen.

Ich selbst beschäftige mich vor allem mit dem Umweltschutz. Ein Drittel der Erdbewohner bringt sich durch Verschmutzung um, die der Wohlstand verursacht, während die anderen zwei Drittel an Entbehrungen zugrundegehen. Es gibt nicht so viel auf Erden, daß die ganze Welt nach westlichen Maßstäben leben kann. Wir werden unseren Lebensstandard herabsetzen müssen. Das erfordert ein so hohes Maß an Selbstlosigkeit, daß es, wie Dr. Maurice Strong sagt, „zu einer moralischen und geistigen Revolution kommen muß.“ Die Regierungen mögen sich scheuen, diese Tatsachen bekanntzumachen. Die Presse kann es — nicht durch Polemik, sondern durch ehrliche Schilderung der Lage.

Wir können mehr tun, denn trotz beruflicher Beanspruchung können wir von der Presse objektivere Überlegungen anstellen als Politiker, die in Krisensituationen eingeengt sind und unter politischem Druck stehen. Wir können Ideen vorbringen, die Staatsmänner anspornen und inspirieren. Das ist durch große Leitartikel auch immer geschehen — und die *Yorkshire Post* war dabei.

Dann kann ein Journalist auch in einer bestimmten Situation als Katalysator wirken, ohne dabei seine Pflicht zu vernachlässigen, die Tatsachen unparteiisch zu berichten. Weil er objektiv ist und von außen kommt — und trotzdem der Sache auf den Grund geht —, kann er bei Begegnungen mit den betreffenden Leuten unparteiisch den entgegengesetzten Standpunkt vertreten und Lösungen vorschlagen. Ein Beispiel dafür ist ein holländischer Fernsehreporter, der in Rom stationiert ist und in den sechziger Jahren dazu beigetragen hat, den Weg zur Einigung zwischen der deutsch- und der italienischsprechenden Volksgruppe in Südtirol zu bereiten.<sup>1</sup>

Selbstverständlich fordert all das dem Journalisten hohe Maßstäbe ab. Um es klar auszudrücken: Wer seine Kostenrechnung frisiert, kann nicht gut die Korruption einer Ver-

waltungsbehörde aufdecken. Und ein verbitterter Mensch wird wahrscheinlich keine unparteiische Zeitung herausgeben. Ein kämpferischer Journalist muß ehrlich und fair und sich ganz klar über seine Motive sein.

Judy und ich machen viele Fehler. Aber wir wollen tun, was Gott von uns will, und Karriere, Sicherheit, Sex und sogar das Recht, immer beisammen zu sein, stehen erst an zweiter Stelle. Diese Entscheidung haben wir getroffen.

Manchmal müssen wir Dinge tun, die recht verrückt scheinen. Bald nach unserer Heirat hielten wir es für richtig, daß ich ein vielversprechendes Stellenangebot ablehnte; es hätte mit der Presse nichts zu tun gehabt, aber ein Gehalt von 8000 Pfund jährlich eingetragen (damals verdiente ich bloß einen Bruchteil dieser Summe). Heute weiß ich, daß es richtig war, aber seinerzeit war es ein Schritt im Glauben.

Unsere Entscheidung bedeutet, daß wir im Grunde aus Glauben und Gebet leben; denn das Gehalt eines Journalisten in der Provinz ist klein, viel zu klein für unsere Verpflichtung, die auch einschließt, daß wir Reisen machen und oft Gäste haben. Aber auch wenn wir mehr haben, als wir brauchen, müssen wir Gott bestimmen lassen, wie wir den Überschuß verwenden sollen.

Eine solche Entscheidung ist nicht leicht, aber wenn wir Gott gehorchten, hat es noch immer geklappt. Um nichts in der Welt möchten wir anders leben.

## Das leidige Geld

Ein Experiment, das militante Atheisten nicht erklären können, ist die Gewißheit des Glaubens, daß Gott dort sorgt, wo er führt. Ein durch viele Zeugen bestätigtes Beispiel dieser Tatsache ist der 1898 verstorbene Georg Müller.

Im Laufe seines Lebens verteilte Müller zwei Millionen Exemplare der Heiligen Schrift, bezahlte die Ausstattung von einigen hundert Missionaren und ließ fünf große Waisenhäuser bauen, in denen 121 000 Waisenkinder erzogen wurden. Er erhielt und verwaltete eineinhalb Millionen Pfund Sterling, und als er mit sechsundachtzig Jahren starb, hinterließ er 160 Pfund an Sachwerten.

Müller beglich laufend alle Rechnungen und kaufte niemals Vorräte, die er nicht auf der Stelle bezahlen konnte. Gott sorgte immer gerade rechtzeitig, aber nur für das, was nötig war.

Müller schreibt: „Nie spürte ich Gottes Gegenwart so intensiv wie dann, wenn wir nach dem Frühstück kein Geld für das Mittagessen von über hundert Leuten hatten; oder nach der Mittagsmahlzeit, wenn kein Geld für das Abendessen da war und der Herr dennoch für eine Mahlzeit sorgte; und das geschah alles, ohne daß wir zu einem einzigen von unseren Bedürfnissen gesprochen hätten.“

Schon wenn man in Müllers Tagebuch blättert, zeigt es sich, daß so etwas in seinem Leben oft geschehen ist. Zwischen 1838 und 1840 kam es fünfzigmal vor, daß die Waisenhäuser ohne Geld dastanden; er hatte nicht einmal genug für einen Tag.

Ein Spender machte den Vorschlag, daß die naturwissenschaftlichen Agnostiker seiner Zeit — T. H. Huxley, Tyndale und andere, die Beten für Zeitverschwendung hielten — ausprobieren sollten, wie lange sie ein Waisenhaus mit über zweitausend Kindern erhalten könnten, ohne jemanden um Hilfe zu bitten.

Zu allen Zeiten vor und nach Müller haben Christen ähnliche Erfahrungen gemacht. Ein bekanntes modernes Beispiel ist Mutter Teresa von Kalkutta, die allein zwischen 1952 und 1966 18 435 Hilflose und Sterbende von den Straßen aufgelesen hat und viele gesundpflegte. Ein weiteres Beispiel, das ich selbst miterlebt habe, ist die „Offensive Junger Christen“ in Bensheim. Mindestens fünfzig Menschen leben dort in einer Gemeinschaft zusammen und empfangen Gäste aus ganz Europa; in vielen Teilen Deutschlands führen sie eine Offensive auf christlicher Basis durch. Manche, die zur Schulung kommen, zahlen die Kosten; andere können das nicht, aber niemals ist dies maßgebend. Oft wissen sie nicht, woher die Lebensmittel für die nächste Mahlzeit kommen werden. Trotzdem bringen sie große Summen auf, um an den Krisenpunkten der Welt Menschen und Lebensbedingungen zu verändern, in 5 Jahren mehr als 750 000 DM.

Im Jahr 1970, zu einer Zeit, als die Bedürfnisse der eigenen Gemeinschaft sehr groß waren, brachten sie einen Betrag von 200 000 DM für unsere Arbeit in Indien auf; 1971 100 000 DM für die Bewohner der Elendsquartiere in Südamerika; und 1972 fast 150 000 DM für vier Projekte in Bangladesch, Pakistan, Ulster und Südafrika. Auch bauten sie ihre eigenen halbverfallenen Häuser neu auf und beeinflussten gleichzeitig das Leben Hunderter junger Leute. Als ich zum letztenmal dort war, traf ich zwei Mädchen, die in der deutschen Fassung des Musicals „Hair“ mitgewirkt hatten und vom Rauschgift freigeworden waren.

Wie schon angedeutet, wird die Moralische Aufrüstung auf dieselbe Weise finanziert. Kein Mitarbeiter bekommt ein Gehalt, und keine der vielen weltweiten Unternehmungen wird auf der Basis des gerade vorhandenen oder zu erwartenden Geldes finanziert. Wer in einer besonderen Mission reist, unternimmt ein Wagnis in der zuversichtlichen Hoffnung, daß das Geld dafür rechtzeitig da sein wird. Bis jetzt ist diese Hoffnung niemals enttäuscht worden, obwohl ängstliche Menschen wie ich oft daran zweifelten.

Hier handelt es sich um Gruppen oder Institutionen. Wie steht es aber mit dem einzelnen? Ich habe in diesem Buch an anderer Stelle erzählt, wie verblüfft ich war, als Kit

Prescott nach Oxford kam, weil er spürte, daß Gott ihn dort haben wollte, und wie er dort aus Glauben und Gebet lebte.

Das war vor über vierzig Jahren. Kit ist längst verheiratet und widmet immer noch seine ganze Zeit der Arbeit, zu der er sich damals berufen fühlte. Er hat heute genauso wenig menschliche Sicherheiten wie damals. Voriges Jahr fragte ich ihn danach; sein Vermögen bestand gerade aus dreiundvierzig Pfund. Er hatte sich entschieden, einem dringenden Ruf aus Südafrika Folge zu leisten. Für ihn und seine Frau Joyce würde das über 1 000 Pfund kosten. Er erzählte, was dann passierte:

„Am selben Tag, an dem wir uns endgültig zur Reise entschlossen hatten, bekam ich einen Brief von einem Geschäftsmann in Australien mit einem Scheck auf einhundertsechundsiebzig Pfund. ‚Vielleicht benötigen Sie es gerade jetzt‘, schrieb er. Wir gingen an unsere Reisevorbereitungen. Vor unserer Abreise bekamen wir achtzehn Geldgeschenke — von einem Schaufensterdekorateur, einem pensionierten Lehrer, einem Rechtsanwalt, einem Architekten und einem Diplomingenieur, um nur einige aufzuzählen. Am Tag der Abreise fehlten noch einhundert Pfund. Sie kamen von unerwarteter Seite, kurz bevor wir das Haus verließen.“

Als Kit und Joyce in Kapstadt ankamen, wollten sie in ihrem schon recht alten Auto, das sie aus England mitgebracht hatten, nach Pretoria fahren. Sie wollten einen gewissen George Daneel besuchen. Nach hundert Meilen leckte auf offener Strecke der Kühler, und sie saßen auf dem Trockenen. Das schien eine zweifache Katastrophe: Der nächste Wohnort war weit, und sie hatten fast kein Geld für die Weiterreise und schon gar nicht für eine kostspielige Reparatur.

Schließlich kam ein Farmer des Weges, der sie freundlicherweise in das nächste Dorf abschleppte.

„Sind Sie auf Urlaub?“ fragte er.

„Nein. Wir arbeiten für die Moralische Aufrüstung“, sagte Joyce.

„Ach, dann kennen Sie sicher George Daneel. Seine Nichte ist mit dem Pfarrer dieses Dorfes verheiratet.“

Als sie hinkamen, bestand der Pfarrer darauf, daß sie die Zeit, die für die Autoreparatur nötig war, bei ihnen verbringen sollten. Sie borgten den Prescotts sogar ihr Auto, damit sie für zwei Tage nach Kapstadt fahren konnten; dort wartete ein Telegramm auf Kit mit der Nachricht, daß er eine größere Summe vom Postamt abholen könne. Damit bezahlten sie nach ihrer Rückkehr in Doorn die Reparatur, und dann fuhren sie weiter nach Johannesburg.

Eine Reihe von Zufällen? Vielleicht. Aber sie passieren so oft, daß Kit in ihnen eher die Fürsorge Gottes sieht — da er ja versucht, Seinen Willen zu tun.

Als Sir Roy Pinsent, ein Industrieanwalt in Birmingham, anfang, sich für das Leben aus dem Glauben zu interessieren, untersuchte er alles mit dem kritischen Blick eines Juristen. Er sprach davon, mit seiner Frau und zwei Freunden zu einer Konferenz nach Amerika zu fahren. Kit bot sich an, ihn zu begleiten.

Pinsent wußte, daß Kits Kapital auf Null stand. „Wie wollen Sie denn die Fahrt bezahlen?“

„Wenn es richtig ist, wird Gott dafür sorgen“, sagte Kit. „Gehen Sie nur und besorgen Sie Ihre fünf Karten.“

Das tat Sir Roy, und sooft sie während des folgenden Monats einander begegneten, erkundigte er sich bei Kit, wie es mit seinem Fahrgeld stünde. Kit mußte zugeben, daß fast nichts eingegangen war.

Vier Tage vor der geplanten Abreise trafen sie sich bei einem Empfang, und Pinsent stellte dieselbe Frage. Wieder gab Kit zu, daß sich nichts geändert hatte. „Keine Sorge. Das kommt in Ordnung“, fügte er hinzu, obwohl ihm gar nicht wohl zumute war.

Während sie noch sprachen, steckte ihm jemand einen Umschlag zu und war wieder fort, ohne ihr Gespräch zu unterbrechen. Kit öffnete den Umschlag und sah einen Scheck, der für mehr als das Fahrgeld reichte. Er zeigte ihn Pinsent. „Du hättest sein Gesicht sehen sollen!“ erzählte mir Kit später.

Nun war Pinsent überzeugt. Heute ist er neunzig, und seit damals gilt für ihn der Grundsatz, daß sein Geld nicht ihm

selbst, sondern Gott gehört und er es nur verwaltet. Über seine Erlebnisse könnte man ein eigenes Buch schreiben.

Diese besonderen Ereignisse sind eigentlich nicht so bemerkenswert wie die Tatsache, daß für die täglichen Bedürfnisse von Kit und vielen Tausend anderen schon vierzig Jahre lang auch in undramatischen Zeiten gesorgt wird. Keiner von ihnen bekommt ein Gehalt, und nur ganz selten müssen sie sich für ihre Ausgaben an einen zentralen Fond wenden.

Ich erkundigte mich bei einer Freundin, die mit uns in Oxford studiert hatte, wie sie zurechtkommt. Charis Waddy ist Wissenschaftlerin, sie studierte als erste Frau in Oxford Arabisch und machte später in London ihren Doktor. Natürlich bekam sie eine gute Stelle in Palästina, und dann beschloß auch sie, ihre ganze Zeit für die MRA einzusetzen. Sie sagt: „In den achtunddreißig Jahren habe ich immer zu essen gehabt, auch wenn ich keinen Groschen mehr hatte, und immer konnte ich dorthin reisen, wohin ich mich von Gott gerufen wußte — ob es nun die nächstgelegene Stadt war oder das andere Ende der Welt.“

Sie handelt nach folgenden Richtlinien:

1. Gib anderen ab, wenn Gott es will — auch wenn dein Geld knapp ist.
2. Bezahle alle Schulden sofort. — Nichts ist geeigneter, den Zufluß von Gottes Führung aufzuhalten, als Schulden, die nicht bezahlt werden aus Angst, man könnte ohne Geld dastehen.
3. Verlange von niemandem Geld. Wenn du jemanden um Geld bittest, dann nur für andere.
4. Sei Gott und den Menschen dankbar.

Sie meint dazu: „Glauben und Gebet machen realistisch, aber anders als die Einschränkung von ‚das kann ich mir nicht leisten‘. Wenn ich danach gelebt hätte, dann hätte ich in den letzten dreißig Jahren nichts tun können.

Das Leben aus Gottes Hand ist einfach nicht zu berechnen. Es verläuft nach den Maßstäben, die uns in der Geschichte vom Brot und den Fischen eröffnet werden.“

Als ich 1973 in Brasilien war, erzählte mir Antonio

Falcão, ein Hafenarbeiter von Recife im Norden des Landes, eine typische Geschichte. Zu Beginn der sechziger Jahre war er ein geheimes Mitglied der Kommunistischen Partei gewesen. Seine Instruktionen lauteten, daß er im Untergrund bleiben sollte. Zu Hause kam es deswegen zu Problemen. Seine Frau mußte vermuten, daß eine andere Frau die Ursache seiner häufigen Abwesenheit war. Schließlich legte er ihr in dieser Richtung ein falsches Geständnis ab, und nur der Kinder wegen blieben die Eltern beisammen.

Dann kam es zu einer tiefgreifenden Änderung in seinem Leben. Er sagte seiner Frau die Wahrheit, und die Familie fand zu einer neuen Einigkeit. Die Zustände im Hafen wandelten sich, die Bandenkriege hörten auf, und es wurde so viel weniger gestohlen, daß das Kaufhaus im Hafen die Preise herabsetzen konnte.

Antonio und drei seiner Freunde, ebenfalls Dockarbeiter, wollten das neue Leben, das sie gefunden hatten, nach Recife bringen. Sie fuhren mit einem Bus hin und sprachen zu einer großen Arbeiterversammlung. Als die anderen nach Hause gegangen waren, standen sie vor dem Saal auf der Straße; sie wußten nicht, wo sie schlafen sollten, und hatten nichts in der Tasche. Sie hatten nicht daran gedacht, jemanden zu benachrichtigen. Da standen sie also und baten Gott um Führung.

Ein erstaunlicher Gedanke kam ihnen: „Geht in das größte Hotel und bestellt ein gutes Essen.“ Das taten sie, aber nach Antonios Beschreibung schmeckte es wie Galle, denn er mußte immer daran denken, was geschehen würde, wenn der Kellner die Rechnung präsentierte.

Am anderen Ende des Speisesaals saßen vier Männer beim Essen und ließen es sich offenbar gutschmecken. Antonio fragte den Kellner, wer denn die Herren seien. „Das ist der Bürgermeister mit seinen Freunden“, war die Antwort. „Sie kommen jede Woche.“ Antonio und seine Freunde beschlossen, hinüberzugehen und ihre Aufwartung zu machen.

„Willkommen“, sagte der Bürgermeister. „Was tun Sie hier?“ —

„Wir sind nach Recife gekommen, um den Leuten von Moralischer Aufrüstung zu erzählen“, sagte Antonio.

„Moralische Aufrüstung? Ausgezeichnet!“ rief der Bürgermeister. „Herr Ober! Diese Herren sind Gäste unserer Stadt während ihres Aufenthalts.“

Auch Mary, unsere Tochter, hat diese Prinzipien in Skandinavien ausprobiert. Margot und ich hatten damals ein regelmäßiges Einkommen geerbt und standen damit auf der anderen Seite des Geldumlaufs — wir konnten anderen helfen. Auch gaben wir Mary mit, was sie brauchte, als sie sich entschied, die Monate zwischen Schluß und Hochschulstudium in Norwegen zu verbringen. Sie wohnte in einem großen Haus mit mehr als einem Dutzend Bewohnern, und da es sich um das Zentrum unserer Arbeit in Oslo handelte, kamen viele Gäste. Mary kümmerte sich um die Kinder, dann übernahm sie die Küche und, als ihr Norwegisch besser wurde, den Einkauf.

„Oft war nichts in der Küche, und wir beteten gemeinsam, wenn wir um den Frühstückstisch saßen“, erzählt Mary. „So hatten wir eines Morgens nur acht Kronen Haushaltsgeld, und dazu sollte noch die Putzfrau kommen, der wir dreiundfünfzig Kronen zahlen mußten. Wir drehten alle unsere Taschen um, aber es war nicht genug da. Wir beteten — und bevor der Tag vorüber war, hatten wir einhundert Kronen.“

Das Einkaufen war ein Erlebnis. Alles, aber besonders das Fleisch war viel teurer als in England. Wir hatten nur selten Fleisch, außer wenn Gäste kamen; aber wenn sie kamen, gaben wir ihnen das Beste — einerlei, wie es um unser Budget stand.

Ich hatte oft sagen hören, daß Gott für unsere Bedürfnisse sorgt, hatte es aber weder geglaubt noch verworfen. Doch während dieser Monate lernte ich, mich auf Gott zu verlassen — und mich auch nicht von ihm wegzurühren, wenn es keine Schwierigkeiten gab. Einmal bekamen wir ein fürstliches Geschenk von 1000 Kronen, und ich dachte: ‚Gottlob, jetzt brauchen wir ein paar Tage lang nicht zu beten.‘ Aber am Abend war das Geld weg, weil eine größere Zahlung fällig war. Für das, was ich in Oslo gelernt habe, werde ich immer dankbar sein.“

## Entmutigung gilt nicht

Jeder Versuch, ein radikales Christentum zu leben, stößt auf Widerstand. Manchmal wird er durch Fehler von Menschen wie ich verursacht. Aber es gibt auch den Widerstand jener, die aus persönlichen und ideologischen Gründen die kompromißlose Wahrheit ablehnen. Es gibt einen offenen Widerstand, aber auch einen heimtückischen. Oft lassen sich brave und kluge Leute täuschen, die selbst ein wenig abseits stehen.

Ich denke da an einen hochgebildeten, prominenten Mann meiner eigenen anglikanischen Kirche, den Margot und ich vor einiger Zeit kennenlernten. Eine Freundin führte uns zu ihm, die unter seinem geistlichen Einfluß stand. Sie ist Schriftstellerin. Sie hatte ihren Glauben verloren, und ihr Leben schien in Brüche zu gehen. Sie kam oft zu uns und fand dadurch teilweise wieder den Weg zu Gott. Ihre Probleme schienen sich zu lösen; und sie bestand darauf, daß wir ihren geistlichen Berater treffen sollten. Sie meinte, er verstünde unsere Arbeit nicht recht.

Der Prälat empfing uns in seinen Prachträumen. Er war liebenswürdig, aber ihm war nicht recht wohl zumute. Er sah in uns zwei wunderliche Käuze, die unerklärlicherweise einem seiner Schäfchen dienlich gewesen waren. Bald nahm er uns ins Kreuzverhör:

„Wie können Sie behaupten, absolut ehrlich und absolut rein zu sein?“

Wir erklärten, wir seien vom Gegenteil überzeugt, aber nach unserer Erfahrung würden wir innerlich aufgeweicht werden, wenn wir nicht die Maßstäbe Christi als Ziel hätten. „Seid vollkommen“, sagt Christus.

Wir zitierten auch den amerikanischen Philosophen William Hocking, der gesagt hatte: „Es zeigt, wie oberflächlich wir im Westen leben, daß es für überheblich gilt, das Absolute anzuerkennen, und für demütig, alle Maßstäbe für relativ

zu halten, da doch gerade das Gegenteil zutrifft. Nur das Absolute bezwingt unseren Stolz.“<sup>1</sup>

„Warum glauben Sie, daß jeder Gedanke, der Ihnen in den Sinn kommt, von Gott stammt?“ fragte der Prälat weiter.

„Warum glauben Sie, daß wir es glauben?“ fragten wir zurück. Soviel wir wüßten, sagten wir, habe Christus den Heiligen Geist denen versprochen, die ihm nachfolgen, und wir dächten, wir könnten eher entdecken, was Gott von uns will, wenn wir uns Zeit nähmen zu beten und auf ihn zu hören. Wir glaubten nicht, daß alle unsere Gedanken von Gott kommen, aber wir glaubten, daß er uns leitet.

Prompt kam die nächste Frage: „Warum werden Sie von so vielen Leuten — sogar von Christen — gehaßt?“

„Daß man uns haßt, beweist nur, daß wir die große, christliche Tradition fortsetzen“, erwiderten wir. „Wenn man uns nicht haßte, so wäre das ein Beweis dafür, daß es uns gar nicht gibt.“

Eine lange Stille folgte. Dann sagte der Prälat: „Ich verstehe. Sie denken an das Ärgernis des Kreuzes.“

Ich werde oft gefragt, ob ich nicht manchmal den Mut verliere, wenn ich Widerspruch begegne. Ja, es kommt vor, obwohl es nicht vorkommen sollte.

Am schwersten ist es, wenn man miterleben muß, wie der Glaube, dieses zarte Pflänzchen, von anderen Christen niedergetrampelt wird. Ein junger Mann kam am ersten Sonntag seines Studentenlebens in Oxford zu uns zum Mittagessen. Er blieb dann noch eine Weile und fragte schüchtern, wie er zum Glauben kommen könne.

In den folgenden Gesprächen erzählte er mir einiges von sich. Schließlich übergab er Gott sein Leben. Sein Vater war tot. Mit der übrigen Familie vertrug er sich nicht recht. Während der letzten Ferien hatte er ein fünfzehnjähriges Mädchen in Schwierigkeiten gebracht, als er betrunken war. Als wir zusammen vor Gott still wurden, kam ihm der Gedanke, keinen Alkohol mehr anzurühren; wir hatten nicht darüber geredet.

Einige Wochen später sprach er davon, sich konfirmieren zu lassen. Er ging zum Kaplan seines College. Das war ein

junger Mann, der anscheinend dachte, alles, was nicht seiner besonderen anglikanischen Lehrauffassung entsprach, sei zweitklassig, wenn nicht gar ketzerisch.

Mein junger Freund erzählte ihm, wie er zum Glauben gekommen war — und der Kaplan bedauerte die Entwicklung, denn die MRA sei eine Sekte. Er versah den Jungen reichlich mit Sherry, tat seinen Widerstand mit einer Handbewegung ab und kritisierte den „schwärmerischen“ Gedanken, Gott wolle das Denken der Menschen lenken.

Mein junger Freund wurde nicht konfirmiert. Daß man uns, die wir ihm zum Glauben an Gott verholfen hatten, dermaßen bloßstellte, genügte; er fiel in seine alten Gewohnheiten zurück. Es brachte ihn aber gegen den Kaplan auf. Wir sahen einander noch manchmal, dann nahm seine Studentenlaufbahn ein jähes Ende.

Ich suchte den Kaplan auf. Es stellte sich heraus, daß er selbst nur wenig Glauben in die Kraft Gottes hatte. „Die Kommunisten müssen die Macht ergreifen“, sagte er. „Das würde die Kirche säubern.“

„Könnte nicht eine neue Verpflichtung für Christus die Kirche säubern?“ fragte ich.

„Oh nein“, begann er und blickte ängstlich nach der Tür. Ich hörte schwere Schritte auf der Treppe, und ein älterer Professor kam keuchend in das Zimmer. Er entschuldigte sich für die Verspätung. Anscheinend hatte er versprochen, dem Kaplan schützend zur Seite zu stehen. Wir sprachen dann nur noch über das Für und Wider einer Straße quer über die Wiesen des College.

Hatte ich jemals die Versuchung, davonzulaufen? Wieder muß ich die Frage bejahen. Bis jetzt hat die Verpflichtung, die ich vor vierzig Jahren eingegangen bin — und Gottes unverdiente Güte —, mich gehalten. Aber ich kenne die Versuchung. Sie kommt, wenn unsere erste Verpflichtung nicht Gott gilt, sondern etwas anderem oder jemand anderem.

Es kann eine Idee oder eine Bewegung sein. „Die Idee der Moralischen Aufrüstung zu leben, ist kein Ersatz für die Liebe zu Gott, der uns reinwäscht, befreit und arbeiten heißt“, sagte Buchman. Wenn unsere Loyalität einer Bewegung gilt, sind wir schnell am Ende, wenn wir angegriffen

werden, oder wir hassen die Angreifer. Die Bindung an menschliche Institutionen erzeugt menschliche Reaktionen.

Eine listigere Art der Versuchung ist das Verlangen nach Erfolg, damit man Ergebnisse vorzeigen kann. Ich sage eine listigere Art, weil natürlich ein Christ, der ansteckend wirkt, seinen positiven Einfluß auf andere bemerkt. Christen ohne Einfluß auf andere müssen sich fragen, warum das so ist. Aber wenn ich vom Erfolg *abhängig* bin, dann kommt die Versuchung, die Maßstäbe herabzusetzen, die oft unangenehme Wahrheit zu verschweigen, wenn es hart auf hart geht: Mehr Waren zu billigeren Preisen. Auch das ist eine Art Davonlaufen, ohne daß es einem bewußt wird.

Dann gibt es noch die Versuchung, eine menschliche Beziehung an die erste Stelle zu setzen. Buchman wehrte sich mit bemerkenswerter Energie gegen solche abhängigen Beziehungen — vor allem, wenn sie seine Person betrafen.

Gegen Ende der dreißiger Jahre ging ich mit Buchman in Eastbourne vom Bahnhof zum Hotel, wo wir eine Wochenend-Konferenz abhielten.

„Glaubst du, daß es zwischen deinen Freunden in Oxford homosexuelle Beziehungen gibt?“ fragte er plötzlich.

„Sicher nicht, Frank.“

„Denkst du nicht, daß einige Männer andere beherrschen und wieder andere gern beherrscht werden? Ist ihnen ihre Freundschaft nicht mehr wert als die Freundschaft mit Christus?“

„Ja, natürlich“, sagte ich, „aber was hat das mit Homosexualität zu tun?“

Wir schwiegen eine Weile. Dann sagte Buchman: „Aber du warst nicht imstande, dem Künstler damals zu helfen.“

Das bezog sich auf einen Künstler, dessen Bekanntschaft ich zwei Jahre vorher gemacht hatte. Er machte kein Geheimnis aus seinem Verkehr mit anderen Männern. Er war gelegentlich zu einem unserer Treffen gekommen, und die Änderung von Leuten, die er beobachten konnte, machte einen starken Eindruck auf ihn. Wir trafen einander häufig.

Der Künstler lud mich dann in seinen Londoner Klub zum Abendessen ein und sprach von seinem Problem, wie wenn er teils hoffte, teils fürchtete, frei davon zu werden.

„Es begann, als ich noch sehr jung war und zusehen mußte, wie roh mein Vater mit meiner Mutter umging. Später hat mir X (ein berühmter Schriftsteller) Gewalt angetan. Jetzt gehört es zu meinem Leben.“

Ich erzählte ihm, wie ich selbst von gewissen Gewohnheiten frei geworden war, und wies darauf hin, daß Gott auch ihn freimachen könne. Aber er reagierte nicht darauf. Ich ließ das Thema fallen, denn ich fühlte mich durch die Freundschaft mit ihm geschmeichelt und wollte sie bewahren.

Später stellte ich ihn Buchman vor. Wir verbrachten eine halbe Stunde miteinander, der Künstler sprach fast die ganze Zeit, aber nicht über sein Problem. Auch hatte ich Buchman nichts davon gesagt. Aber der Künstler muß gespürt haben, daß da jemand war, der ihn durchschaute und für Schmeicheleien unzugänglich war. Er verließ uns und erging sich in boshaften Presseangriffen gegen Buchman. Buchman war darüber weder verärgert noch überrascht. Bei jenem Spaziergang in Eastbourne erwähnte er die Sache zum ersten Mal.

Ein oder zwei Jahre mußten vergehen, bevor ich zu verstehen begann, was Buchman gemeint hatte. Obwohl ich mich keineswegs physisch zu dem Künstler hingezogen fühlte — und soviel ich weiß auch er nicht zu mir —, erkannte ich, daß ich dennoch eine gewisse Befriedigung in dieser Beziehung gesucht hatte. Ich fühlte mich durch diese Freundschaft geschmeichelt, und sie bedeutete mir mehr als seine innere Not oder mehr als die Freundschaft mit Christus.

Ich mußte dann noch erkennen, daß ich von jedermann Zuneigung und Anerkennung suchte. Erst wenn wir an die Stelle solch einer „unmäßigen Zuneigung“, wie es Thomas a Kempis nennt, die Zuneigung zu Christus setzen, können wir Menschen wie jenem Künstler helfen.

Die Erfahrung, so schmerzhaft sie auch war, führte mich zu jener neuen Unabhängigkeit, die am Beginn jedes Reifungsprozesses steht. Kommt nicht ein großer Teil der menschlichen Unreife, der Unsicherheit und des Identitätsverlusts von dem Verlangen, anderen zu gefallen?

Mancher versucht, solcher Unreife durch Rebellion zu entinnen — gegen die Eltern oder gegen einen stärkeren Freund. Aber ist eine solche Reaktion nicht tatsächlich genauso un-

reif, wie es die Unterwerfung wäre? Wie oft ist eine sogenannte Revolution in Wirklichkeit reaktionär! Denn sie hat ihren Ursprung in einer Reaktion gegen Sicherheiten und den Hang zur Bequemlichkeit, die sie in anderen sehen. Nur Gottes Revolution befreit so, daß man sich weder unterwirft noch rebellisch wird, sondern dem anderen jene selbstlose Hilfe zuteil werden läßt, die er nötig hat.

## Die neue Moral

Eines Aprilmittags im Jahre 1963 entstieg Arnold Lunn der Bergbahn in Caux — mit Regenmantel, Rucksack und Bergstock. „Wenn Sie nicht ein Buch gegen ‚Honest to God‘ (‚Gott ist anders‘) von Bischof Robinson schreiben, muß ich es tun“, rief er.

„Warum tun Sie es nicht?“ erwiderte ich und dachte nicht mehr daran. Aber Arnold konnte auf die liebenswürdigste Art überhören, was er nicht hören wollte. Noch am selben Abend erzählte er jedem, der ihm über den Weg lief, daß wir gemeinsam ein Buch schreiben wollten.

Er ließ mir keine Ruhe damit, und ein paar Monate später begannen wir in Caux, „The New Morality“<sup>1</sup> (Die neue Moral) zu schreiben. Arnolds Freunde haben mich gefragt, wie diese Zusammenarbeit vor sich ging. Nun, sie war ein Erlebnis.

Sir Arnold war natürlich eine Berühmtheit. Er war der vielgeliebte Pionier des modernen Skilaufs, hatte den Abfahrtslauf und den Slalom eingeführt — eine Leistung, die nur mit der eines Schweizers vergleichbar wäre, der versuchte, in England die Regeln des Cricketspiels auf den Kopf zu stellen.

Immer schon war er unternehmungslustig gewesen. Als Student gab er die Zeitschrift *Isis* heraus, war Sekretär der „Oxford Union“, der berühmten Debattiergesellschaft, und genoß das Leben in vollen Zügen. Bei der Abschlußprüfung warf er einen Blick auf das Thema aus englischer Geschichte und merkte, daß er keine einzige Frage beantworten konnte. Eine davon betraf König Jakob I. Er schrieb:

„J. steht für Jakob, mit dem ging's bergab.

Für ihn es im Leben nur perverse Freuden gab.

Seine Liebsten badeten jeden Tag

In gewürzter Milch, weil ihm daran lag.

Kein züchtiger Prüfer sollte es wagen,

Mich über dieses Thema zu befragen.“

Dann gab er die „Arbeit“ ab und eilte in sein College zurück, um die Kaution abzuheben, bevor ihn die unvermeidliche Geldstrafe erreichen konnte.

Sein Diplom bekam er nie, aber das scheint ihm weiter nicht geschadet zu haben. Unter anderem wurde er Ehrendoktor der Universität Zürich.

Seine Leidenschaften waren die Berge. Bevor er noch von Oxford wegging, stürzte er bei einer Klettertour in Wales ab und verlor beinahe sein rechtes Bein. Das Bergsteigen wurde ihm vom Arzt zwar verboten, aber natürlich erkletterte er nach wie vor die höchsten Gipfel, die er finden konnte, und litt elf Jahre lang an einer eiternden Wunde, aus der manchmal Knochensplinter austraten.

Arnolds kämpferische Eigenschaften finden sich auch in seinen Büchern, von denen er schon mehr als fünfzig geschrieben hatte, als unsere Zusammenarbeit begann. Am bekanntesten waren vielleicht seine Debatten, ein Briefwechsel mit geistreichen Atheisten wie die Professoren Haldane und Joad. Die Literarische Beilage der *Times* fand, daß er Haldane in die Enge getrieben hatte“, und Joad schrieb seine Bekehrung zum Christentum ihrem gemeinsamen Buch zu. Louis Budens, der Redakteur des kommunistischen amerikanischen Blattes *Daily Worker*, der in der Folge Christ wurde, schrieb nach ihrer öffentlichen Diskussion: „Seine christliche Rücksichtnahme auf mich und seine Gegner sowie seine messerscharfen Darlegungen über die kommunistische Philosophie machten auf mich tiefen Eindruck.“

Arnold war in der Tat ein Meister der Apologetik, er war überzeugt von der rationalen Basis der christlichen Lehre und glaubte leidenschaftlich an den Wert einer informativen Beweisführung.

Ich meinerseits hatte nur zwei Bücher verfaßt und war der Auffassung, daß man durch Argumente nur wenig gewinnt. Ich meinte, durch Argumente könne man vielleicht einen Disput gewinnen, aber leicht den Menschen verlieren. Diese Ansicht tat Arnold in Acht und Bann. Im Laufe unserer Zusammenarbeit lernten wir die gegensätzlichen Standpunkte schätzen.

Ich machte mich an die Arbeit und schrieb eines der Kapitel am Tag. Dann gab ich es Arnold zur Begutachtung. Er nahm es mit ins Bett — er schlief schlecht —, und wenn er am nächsten Morgen zum Frühstück kam, verkündete er mit liebenswürdigem Lächeln, daß er eine Menge Arbeit mit dem Kapitel gehabt hätte. Tatsächlich war vieles durchgestrichen, am Rande standen rote Anmerkungen wie „Nein! Nein! Nein!“ und „Das muß besser werden“. Zwar stellte sich heraus, daß er einiges schon im Halbschlaf notiert hatte und daß einige Absätze sich bei Tageslicht besser ausnahmen als er dachte; trotzdem mußte ich vieles umschreiben und habe dabei viel gelernt.

Nachdem auf diese Weise vierzehn Tage vergangen waren, gab mir Arnold die Kapitel, die er geschrieben hatte. Eines davon hielt ich für hervorragend, das zweite mußte umgearbeitet und das dritte entweder nochmals geschrieben oder weggeworfen werden. Wie sollte ich ihm das beibringen? Es schien am besten, ihm einen kurzen Brief zu schreiben und für den ganzen Tag auszugehen.

Das funktionierte großartig. Bei meiner Rückkehr fand ich seine erste entrüstete Reaktion vor, aber auch ein paar herzliche Zeilen mit dem Vorschlag, darüber zu reden. Das taten wir. Und von dieser Zeit an war unsere Zusammenarbeit zwar nicht immer bequem, aber eine Freude.

Unsere Meinungen über Bischof Robinson und seine Kollegen ergänzten einander. Arnold war empört über ihre Unlogik und die Verwässerung des christlichen Glaubens und der christlichen Moral. Auch ich empfand dies zutiefst, ebenso aber, daß sie nicht an einen Gott glaubten, der in die heutige Welt eingreifen und Menschen sowie Situationen ändern kann. Sie meinten, man müsse versuchen, das Christentum der gegenwärtig schwierigen Situation anzupassen, da sich die Menschen ja doch nicht änderten. Diese Männer glaubten, aus Liebe zu handeln. Aber mir kommt ein Geistlicher, der folgert, daß die Menschen mit ihren Problemen leben müssen, eher grausam vor. Denn Christus kann den Sieg geben.

Wir schrieben „The New Morality“ in Rekordzeit. Es war dies die erste Reaktion auf die Bücherflut von Robinson, Rhymes und Williams. Die Kritiken waren erfreulich. „Als

Kommentar zu ‚New Morality‘, schrieb der Kritiker des *Sunday Telegraph*, „hat es noch nichts besseres gegeben. Der beißend scharfe Stil erinnert in seiner logischen Strenge und gelehrten Gründlichkeit an die großen Tage der religiösen und kulturellen Kontroversen“.<sup>3</sup>

Selbstverständlich wurde das Buch auch leidenschaftlich angegriffen. Ein Kritiker sagte, es sei „sex-besessen“. „Lunn und Lean sex-besessen zu nennen“, erwiderte Dr. D. B. Watson in der medizinischen Wochenzeitschrift *Pulse*, „hieß soviel wie Professor Brand von Vellore einen Leprakranken zu nennen, weil er über Lepra schreibt.“<sup>4</sup> Und natürlich warf man uns Puritanismus vor; „als ob“, bemerkte Lunn, „die Meinung, daß vor- und außereheliche sexuelle Beziehungen nach der christlichen Lehre nicht erlaubt sind, von den Puritanern stammte.“ Außerdem hatten wir klargemacht, daß uns die sexuelle Unmoral der Jungen nicht so besorgniserregend erscheint wie die intellektuelle Unmoral der älteren Generation.

60 000 Exemplare des Buches wurden verkauft; es folgten zwei weitere, „The Cult of Softness“ (Der Kult der Nachgiebigkeit) und „Christen offensiv“, welches diesseits und jenseits des Atlantiks zum „Buch des Monats“ gewählt wurde. Es schien die Menschen beherzter zu machen, und andere begannen im selben Sinn zu schreiben.

Arnold sagte gern, daß unsere Bücher sich mehr damit befaßten, die Perversion zu verhindern als England zu bekehren, obwohl wir uns im letzten Buch die Freiheit nahmen, positive Vorschläge zu machen. Im „Schwarz-Weiß-Buch“, das Mary und ich gemeinsam mit Sydney Cook und seiner Tochter Angela verfaßten, versuchten wir einen anderen Weg.

Zu der Zeit erschien eine Anzahl kleiner Büchlein. Nach der „Mao-Bibel“ kam das „Kleine Rote Schülerbuch“, das von einem neutral scheinenden beratenden Erziehungsausschuß als „nettes, kleines Nachschlagebuch“ bezeichnet wurde. Drei Dänen hatten es verfaßt, obwohl in der englischen Ausgabe nur zwei Autoren angegeben waren; der dritte mußte zugeben: „Mit Erziehung hat es nichts zu tun. Es ist Training zur Anarchie.“ Eltern und Lehrer — natürlich mit Ausnahme derer, die das Buch propagierten — wurden jeder

Autorität beraubt. Das Ganze war Teil einer Strategie: Studenten und Schüler sollten zu Pionieren der Anarchie werden.

Eine kleine Gruppe von Christen, von denen ich einige kenne, verfaßten daraufhin „Das kleine weiße Buch“.<sup>5</sup> Ich konnte bei den Korrekturen ein wenig mithelfen. Es fand schnell einen großen Leserkreis; aber im *Christian Record* kommentierte Peter Cousins: „Wir brauchen etwas, das radikaler ist und eine größere Reichweite hat.“ Das „Schwarz-Weiß-Buch“ war ein Versuch, diesem Bedürfnis nachzukommen. Die Grundsätze der christlichen Revolution sollten darin dargelegt werden. Das Ergebnis war ein kleines Büchlein, das aber viel Arbeit gekostet hatte.

Bei seinem Erscheinen brachten die meisten Zeitungen zu unserem Erstaunen lange Artikel, und der Rundfunk besprach es einige Male hintereinander innerhalb der Nachrichtensendungen. „Die Kapitel über Kommunismus, Sex und Schulen weisen in eine neue Richtung. Z. B.: ‚Wir wollen eine Welt, in der kommunistische und nichtkommunistische Nationen ihre Fehler zugeben und gemeinsam den Aufbau einer gerechten Gesellschaft in die Hand nehmen.‘ Es stellt das Christentum als ein radikales und sogar revolutionäres Programm dar, um das Böse auszumerzen und eine selbstlose Gesellschaft aufzubauen“, schrieb die anglikanische Kirchenzeitung *Church of England Newspaper*.<sup>6</sup>

Die Beilage der *Times* brachte erstaunlicherweise einen äußerst gehässigen Leitartikel von 700 Worten, gespickt mit Unterstellungen und falschen Zitaten. Daß einem so winzigen Büchlein von diesem ehrwürdigen Blatt eine so ausführliche Behandlung zuteil wurde, scheint zu beweisen, daß es wichtig ist oder daß irgend etwas das Gleichgewicht der Redaktion gestört hat — ohne beides. *Pi*, die Zeitung der Londoner Universität, schrieb: „Ein Blick auf eine neue Gesellschaft im embryonalen Zustand, die auf einer weit radikaleren Revolution der Motive und des Verhaltens beruht, als die meisten Leute in Erwägung zu ziehen wagen.“<sup>7</sup>

Seither ist das „Schwarz-Weiß-Buch“ in zwanzig anderen Sprachen erschienen, und neun weitere sind in Vorbereitung. Zu den ersteren gehören Chinesisch und Tigrinisch, zu den letzteren Arabisch und Hebräisch.

Margot und ich waren hocheifrig, als wir nach Südamerika eingeladen wurden, wo das kleine Buch in spanischer und portugiesischer Sprache herauskam. „Südamerika sucht einen neuen Menschentyp“, sagte uns Pater José Gallinger von Buenos Aires, und bei unseren Besuchen im linksgerichteten Peru und im rechtsgerichteten Brasilien fanden wir dies bestätigt.

Es war interessant zu sehen, daß denkende Leute in beiden Ländern der Überzeugung sind, daß der Fortschritt von einer Änderung des menschlichen Charakters abhängt.

Ein junger Mann wurde von der Guerillaführung seines Landes zu uns geschickt; er sollte herausfinden, ob wir wirklich einen besseren Weg als die Gewalt kennen, um die Gesellschaft zu ändern.

„Kannten Sie Che?“ fragte ich.

„In meinem Haus lagen seine Kleider, als er getötet wurde“, antwortete er. Er schreibt: „Dieses Buch zeigt, wie man auf die richtige Art die Flamme des revolutionären neuen Menschen in Südamerika entzünden kann, denn sie bietet allen Menschen, die die heutige Gesellschaft zum Guten verändern wollen, eine positive, überlegene Alternative zu Guerillakämpfen und dem Kapitalismus der Bourgeoisie.“

Der Prüfstein für ein Buch ist nicht die Zahl seiner Leser oder wohlwollende Kritiken in den Zeitungen, sondern seine Wirkung auf einzelne Menschen.

Ein hoher Beamter bekam das Büchlein, glaubte aber, keine Zeit zum Lesen zu haben. „Aber meine Frau hat es gelesen und meint, ich müsse es auch lesen“, erzählte er mir später. „Wir hatten Streit miteinander, und es hat unsere Auseinandersetzung beendet. Darf ich es für meine 10 000 Studenten verwenden?“

Ein Mann in Canberra las das „Schwarz-Weiß-Buch“, eine betrügerische Steuererklärung in der Tasche, die er zur Post tragen wollte. Er befand sich in ernstesten finanziellen Schwierigkeiten. Trotzdem zerriß er die falsche Steuererklärung und gab eine korrekte ab.

Ein arabischer Minister sagte, seit er das Buch gelesen habe, hätte er aufgehört, seine Feinde zu hassen. „Die Liebe ist stärker als der Haß“, meinte er. Und ein israelischer Unter-

offizier schrieb uns, daß er die Maßstäbe der Bibel zur Grundlage seines Lebens machen wolle.

„Ich bin im Gefängnis. Nicht zum ersten Mal, aber sicherlich zum letzten Mal“, schrieb ein Deutscher. „Ich habe das ‚Schwarz-Weiß-Buch‘ gelesen und will ein neues Leben anfangen.“

In allen Ländern haben junge Leute das Rennen mit dem Büchlein gemacht, und aus vielen Städten, Schulen und Universitäten hören wir von ihrem Einsatz. In verschiedenen Schweizer Städten wurde eine große Anzahl auf Markt- oder Messeständen verkauft. In Neuenburg kaufte es ein bulgarischer Ingenieur. Er las es sofort und kam nach einer Stunde wieder, um Fragen zu stellen.

Der Präsident der Universität von Korea ließ 30 000 Exemplare drucken, und der *Herald* in Melbourne berichtet, daß „der König‘ aller Hafendarbeiter sich danach richtet“.<sup>8</sup>

Die norwegische Übersetzung wurde angeregt durch einen Vater und seinen Sohn, zwischen denen noch sechs Monate vorher eine tiefe Kluft bestanden hatte. Sie waren zusammen in Caux gewesen. „Ich hatte große Sorgen um ihn, Angst vor Rauschgift und Mißerfolgen in der Schule“, sagte der Vater, der Professor und Parlamentsabgeordneter ist. „Ich hatte solche Angst, daß ich daran war, ihn zu beherrschen.“ Natürlich wehrte der Sohn sich dagegen.

Eines Morgens in Caux erkannte der Vater, daß seine Angst grundlos, jedoch das eigentliche Problem war. Er erinnerte sich, daß sein eigener Vater versucht hatte, ihn in diesem Alter zu beherrschen, und wie schrecklich das für ihn gewesen war. Er entschuldigte sich schriftlich bei seinem Sohn und legte den Brief auf dessen Bett. Zwei Tage später kam ein Antwortschreiben, und von da an konnten sie miteinander reden. „Meine Angst war fort. Die Wirkung auf die ganze Familie war erstaunlich“, sagte der Vater.

Bald nach seiner Rückkehr nach Norwegen wurde er zum Erziehungsminister ernannt. Sogleich erzählte er der Presse von seinen Erfahrungen in Caux, und daß die absoluten Maßstäbe für ihn ausschlaggebend seien. Eine zynische Reaktion darauf wäre nicht verwunderlich gewesen; aber er galt als ein sehr erfolgreicher Minister.

„Als Minister muß man vor allem Entscheidungen treffen“, schildert er seine Erfahrung, „und nur allzuoft werden diese Entscheidungen von der Angst diktiert. In einem solchen Beruf ist Gottes Führung etwas absolut Wesentliches. Man soll auf einem so großen Gebiet Bescheid wissen, daß man unmöglich jede Einzelheit wissen kann. Wenn man noch bedenkt, daß diese Entscheidungen fast jeden im Land betreffen, ist man dankbar, daß man diese Verantwortung mit dem allmächtigen Gott teilen darf.“<sup>9</sup>

## Experiment ohne Ende

Wie denke ich heute, nach vierzig Jahren, über das Experiment, das in Oxford seinen Anfang nahm? Und was sehe ich vor mir, wenn ich mit sechzig in die Zukunft blicke?

Ich muß gleich feststellen, daß Überraschung auch heute noch meine erste Reaktion ist, wenn ein im Glauben unternommener Schritt sich als richtig herausstellt. Denn von Natur aus bin ich immer noch ein Skeptiker, und Vertrauen — in guten und schlechten Zeiten — fällt mir nicht leicht.

Wie also hat das ganze Experiment funktioniert? Von meiner Seite war es Stückwerk, wie man sehen kann; denn oft hatte ich Angst, mich auf scheinbar riskante Unternehmungen einzulassen. Aber die Stromzufuhr von der anderen Seite kommt mit Sicherheit immer dann, wenn ich bereit bin, sie zu empfangen; und für mich gibt es keinen Zweifel an der Existenz eines liebevollen Gottes, der für jeden Menschen und für die ganze Welt einen Plan hat.

Mein Glück kommt mir wie ein Wunder vor: Im gleichen Monat wurde Margot und mir Anteil an einer Aufgabe geboten, die faszinierender als alles ist — an der Erneuerung

von Menschen und Nationen. Viele Jahre lang waren wir frei, dann heirateten wir und haben Kinder, die dieselbe Verpflichtung angenommen haben. Diese Verpflichtung hat uns eine erstaunliche Vielfalt an Freunden geschenkt und hat uns in Länder und Verhältnisse geführt, die uns sonst unbekannt geblieben wären. In aller Bescheidenheit können wir zugeben, daß viele Familien und Krisensituationen zum Guten beeinflußt werden konnten; aber wir wissen auch, daß vieles nicht geschehen ist, und das bleibt ein Ansporn für die Zukunft. Der französische Philosoph Gabriel Marcel schrieb: „Auf erstaunliche Weise verbindet sich das Weltweite mit dem Persönlichen.“

Wir haben erfahren, daß Gott jeden Augenblick bei uns ist, wenn wir es zulassen. Wenn wir seinen Willen in etwas unbestimmt Abstraktem suchen, das nichts mit unseren privaten Plänen zu tun hat, können wir nicht mit seiner Gegenwart rechnen. Aber wenn wir uns für den Kampf verpflichten — und es ist ein Kampf —, dafür zu sorgen, daß sein Wille auf Erden geschieht, wird Er das Kommando übernehmen. Jeder von uns kann sich entscheiden, aber wir müssen die Folgen dieser Entscheidung übernehmen.

Jeder kann sofort mit dieser Forschungsreise beginnen, die nie zu Ende geht; das ist die erregende Wahrheit. Niemand ist zu alt oder zu jung, zu einfältig oder zu klug, um mit dieser Reise zu beginnen oder sie fortzusetzen.

Karl Steinmetz, ein Pionier auf dem Gebiet elektrischer Erfindungen, prophezeit, daß die nächsten großen Entdeckungen im geistigen und moralischen Bereich stattfinden werden. Hoffentlich! Denn die Menschen, die technisch „erwachsen“ geworden sind, müssen es auch im moralischen und geistigen Bereich werden — oder sie werden zugrundegehen.

## Quellennachweis und Anmerkungen

### Durch Experiment zum Glauben

- <sup>1</sup> Arthur Koestler in *The Challenge of Chance* (Hutchinson, 1973), S. 221. Er setzt fort: „Das uhrwerkähnliche Weltall-Modell des 19. Jahrhunderts liegt in Trümmern, und da die Physiker selbst die bisherige Auffassung des Weltalls entmaterialisiert haben, kann der Materialismus nicht mehr als wissenschaftliche Philosophie gelten.“
- <sup>2</sup> Michael Green, *Runaway World* (Inter-Varsity Press, 1968), S. 55.
- <sup>3</sup> Internationale Umfragen (Gallup) haben ergeben, daß in den Vereinigten Staaten 97 Prozent an Gott glauben, in Australien 87 Prozent, in der Schweiz 84 Prozent, in der Bundesrepublik Deutschland 81 Prozent, in Großbritannien 77 Prozent und in Frankreich und Norwegen je 73 Prozent (*Plain Truth*, November 1973).
- <sup>4</sup> Barbara Ward, *Faith and Freedom* (Hamish Hamilton, 1954), S. 254 ff.

### Ein schockierendes Experiment

- <sup>1</sup> Siehe *The Writer and His World* (Macmillan, 1960), S. 44. Charles Morgans Buch *Der Quell* erschien 1939 bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.
- <sup>2</sup> Sir Alister Hardy in *The Divine Flame* (Collins, 1966), S. 242 ff.

### Es begann mit dem Hungermarsch

- <sup>1</sup> Cecil Day Lewis, *The Buried Day* (Chatto and Windus, 1960), S. 208 ff.
- <sup>2</sup> A. J. Russell, *Nur für Sünder* (Leopold Klotz Verlag, Gotha / Wanderer-Verlag, Zürich 1932).
- <sup>3</sup> Franz von Sales, *Philothea* (Ars sacra, München 1958).
- <sup>4</sup> Augustinus, *Selbstgespräche* (Artemis Verlag, Zürich 1954), S. 49.
- <sup>5</sup> Dafür gibt es viele Beispiele. Ein guter Freund Einsteins erzählte mir, der Gelehrte hätte einmal, als ihn viele Sorgen und bittere Gedanken plagten, einen Spaziergang gemacht. Er wurde von einem Gewitter überrascht. Der Blitz schlug in den Baum, unter dem er Schutz suchte. Gleichzeitig kam ihm ein unwiderstehlicher Gedanke: „Wirf alle diese Gedanken über Bord. Sie haben nichts mit dir zu tun.“ Das tat er und

ging dann ganz durchnäßt nach Hause. Er nahm ein heißes Bad, und plötzlich fiel ihm die Lösung für ein großes Problem ein. War diese Inspiration die Folge der vorangegangenen Arbeit? Oder kam sie, weil der Weg jetzt frei war? Oder beides?

Der Schriftsteller Laurens van der Post schildert in *Die Nacht des neuen Mondes* (Henssel, Berlin 1971), wie solche „Intuitionen“ während des Krieges in einem Gefangenenlager viele Menschenleben retteten. So wurden einmal alle Gefangenen einem brutalen Lagerkommandanten vorgeführt, und jeder einzelne mußte vortreten und eine Tracht Prügel über sich ergehen lassen. Es waren Minuten äußerster Anspannung, denn zum ersten Mal seit Jahren war am Tor ein Maschinengewehr in Stellung gebracht worden. Ein Massaker schien bevorzustehen. Als van der Post seine Prügel bekommen hatte und auf seinen Platz im Glied zurückgestoßen wurde, kam ihm plötzlich der Gedanke, kehrt zu machen und sich nochmals vor den Kommandanten zu stellen. Der Autor schreibt: „Vom Verstand her gesehen sprach alles gegen ein solches Handeln. Normalerweise gab es nichts, was die Japaner mehr reizte, ihre Strafen aufs äußerste zu treiben, als wenn wir etwas taten, was gegen ihre Regeln und ihr Ordnungsschema verstieß. Und doch klang diese Stimme in mir deutlich und unüberhörbar wie eine Glocke, so daß ich ohne Zögern kehrtmachte, zurückging und vor Mori strammstand, ehe der nächste Offizier meinen Platz einnehmen konnte.“

Die Stimmung des Kommandanten schlug plötzlich um. Er machte kehrt und ging fort. Die Gefangenen mußten noch lange stehen bleiben, aber es kam zu keinen weiteren Prügeleien oder Gewalttaten. (S. 103 ff.)

- <sup>6</sup> Prescott sagte auch, man solle die Gedanken, die in der Stille kommen, anhand der Bibel überprüfen und auch an den Lehren der eigenen Kirche. „Jeder kann die Worte des Herrn hören“, sagte Frank Buchman. „Es ist nur nötig, einige praktische Regeln dabei zu beachten. Das erste ist: ehrlich auf alles zu hören, was kommt. Und wenn wir klug sind, schreiben wir es auf. Das zweite ist: die Gedanken, die uns kommen, zu prüfen, um zu erkennen, welche von Gott sind. Ein Prüfstein ist die Bibel... Ein weiterer ausgezeichnete Prüfstein ist die Frage: Was sagen andere, die auch auf Gott hören? Das ist ein ungeschriebenes Gesetz des Zusammenlebens. Es ist auch die Feuerprobe für unsere Hingabe an Gottes Plan. Niemand kann völlig von Gott gelenkt sein, wenn er allein arbeitet.“ Frank N. D. Buchman, *Für eine neue Welt* (Caux Verlag, 1961), S. 62/63.

Bald erkannte ich: Mochten auch manche Gedanken, die in der Stille kamen, nicht von Gott stammen, so konnte ich doch eher seine Stimme hören, wenn ich mir Zeit zum Horchen nahm. Jemand sagte mir ein-

mal: „Fange mit einer Viertelstunde an und dehne diese Zeit aus, wenn du es für nötig hältst. Horche doppelt soviel wie du sprichst — und lange genug, um die Zeit zu vergessen. Sitz still. Schreibe jeden Gedanken auf, der dir kommt. Der erste mag dumm sein, aber der zweite wird dir entgehen, wenn du den ersten nicht einfügst. Später kannst du sie ja aussortieren.“

## Oxford mit Worcestersauce

<sup>1</sup> Buchman, a.a.O., S. 27.

<sup>2</sup> Barbara Ward, a.a.O., S. 255.

<sup>3</sup> Alan Thornhill, *One Fight More* (Muller, 1953), S. 48—49.

<sup>4</sup> B. H. Streeter, *Wie Gott spricht* (Veritas, Linz 1974), S. 19.

<sup>5</sup> Reginald Coupland, *Wilberforce* (Collins, 1923), S. 80. Vgl. auch Garth Lean, *Wilberforce — Lehrstücke christlicher Sozialreform* (Brunnen Verlag, Gießen, 1974).

<sup>6</sup> Zitiert in *The Faith that Built America* von Lee Vrooman (Arrowhead, New York 1955), S. 183 ff.

<sup>7</sup> Streeter, a.a.O., S. 20/21.

## Glaube an Gott — wozu?

<sup>1</sup> Aus Beverley Nichols, *The Fool Hath Said* (Jonathan Cape, 1936), S. 15.

<sup>2</sup> Arthur Koestler, *Das Gespenst in der Maschine* (Molden, Wien 1968), S. 348.

<sup>3</sup> *The Times*, 16. November 1968.

<sup>4</sup> Bertrand Russel, *Warum ich kein Christ bin* (Rowohlt Taschenbuch Nr. 6685, Hamburg 1968), S. 93.

<sup>5</sup> *Tynan on Theatre* (Penguin, 1964), S. 189.

<sup>6</sup> John Russell, *Francis Bacon* (Methuen, 1965), S. 1 (deutsch bei Propyläen Verlag, 1972).

<sup>7</sup> Alexander Solschenizyn, *Nobelpreis-Rede* (Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1972), S. 9/11.

<sup>8</sup> *Le Monde*, 13. Oktober 1973.

<sup>9</sup> *The Times*, 18. November 1967.

## Amerikanisches Abenteuer

<sup>1</sup> Buchman, a.a.O., S. 28.

## Hören, was Gott sagt

- <sup>1</sup> Brief an Prof. Dr. Emil Brunner, 1934.
- <sup>2</sup> Garth Lean, *John Wesley — Modell einer Revolution ohne Gewalt* (Brunnen-Verlag, Gießen 1969), S. 107.
- <sup>3</sup> Malcolm Muggeridge, *The Thirties* (Hamish Hamilton, 1940), S. 20.
- <sup>4</sup> Buchman, a.a.O., S. 84/85.
- <sup>5</sup> Buchman, a.a.O., S. 186.
- <sup>6</sup> *Die Oxfordgruppenbewegung*, 1942. An der rechten oberen Ecke des Einbandes steht: „Nur für den Dienstgebrauch“ und unterhalb des Titels: „Gedruckt im Reichssicherheitshauptamt“ (d. h. Gestapo).
- <sup>7</sup> Radio Moskau, 9. Januar 1953. Es existieren viele ähnliche kommunistische Werturteile. So zitiert z. B. die *New York Times* (Internationale Ausgabe) vom 30. April 1963 die Moskauer Zeitung *Kommunist*, welche die offizielle Ansicht in der Sowjetunion wiedergibt: „Die Moralische Aufrüstung ist bestimmt die prominenteste Bewegung, die es sich zum Ziel gemacht hat, die westliche Zivilisation vor dem Kommunismus zu bewahren. Sie hat Hauptquartiere in Europa, Asien und Amerika. Diese Leute halten Versammlungen in Lateinamerika ab und organisieren sogar panafrikanische Konferenzen... Die Führer der Moralischen Aufrüstung behaupten, diese sei dem Kapitalismus und dem Kommunismus überlegen... In einer Zeit des Bankrotts der moralischen Werte der Bourgeoisie sagen die Propheten der Moralischen Aufrüstung, die Welt brauche eine Ideologie, welche die Sehnsucht nach absoluten Maßstäben befriedigt — eine Ideologie, die das Herz der Privilegierten ebenso bewegt wie das der Unterprivilegierten. Sie schulen Offiziere, Philosophen, Filmregisseure, und sie reisen mit dem notwendigen Rüstzeug, Sendeanlagen, Büchereien... Vor kurzem richteten sie sich in ganzseitigen Aufrufen durch die Presse an die Kommunisten. Darin werden diese aufgefordert, an der ‚größten Revolution aller Zeiten‘ teilzunehmen. Diese Leute sagen, weder der Kommunismus noch der Kapitalismus seien das wahre Problem, sondern die menschliche Natur müsse von Grund auf geändert werden. Sie sind gebläht von Stolz und machen selbst Marxisten den Vorschlag, sich zu ändern und sich eine Ideologie anzueignen, die für jedermann gilt. Das ist wahrlich der kühnste Streich, den sich diese Propagandisten der Versöhnung und Vergebung bisher geleistet haben.“
- <sup>8</sup> Buchman, a.a.O., S. 225.
- <sup>9</sup> *The Manchester Guardian*, 7. Februar 1950.
- <sup>10</sup> Für sein Werk der Versöhnung Frankreichs und Deutschlands wurde Frank Buchman sowohl von der französischen als auch von der deutschen Regierung ausgezeichnet. Adenauer sagte dazu: „Die äußeren Beziehungen der Menschen können erst dann gefestigt sein, wenn eine

innere Bereitschaft dazu vorhanden ist. Die Moralische Aufrüstung hat sich in dieser Hinsicht große und bleibende Verdienste erworben. In der letzten Zeit ist es nach manchen schwierigen Verhandlungen möglich gewesen, bedeutsame internationale Abmachungen zu treffen. Ich glaube, daß auch hierbei der Geist der Moralischen Aufrüstung unsichtbar, aber wirksam dazu beigetragen hat, bei den Verhandlungsteilnehmern das Gegensätzliche zu überbrücken und in der Suche nach dem gemeinsamen Guten den friedlichen Zwecken zu dienen, auf die alles menschliche Streben gerichtet sein sollte.“ (*New York Journal American*, 31. Januar 1960, zitiert in Buchman, *Für eine neue Welt*, S. 467). — Im selben Jahr erklärte in New York der spätere deutsche Botschafter in Großbritannien, von Etdorf: „Die neue Harmonie zwischen Deutschland und Frankreich ist die bedeutungsvollste Entwicklung seit dem Zweiten Weltkrieg. Dafür ist vor allem das Wirken der Moralischen Aufrüstung verantwortlich.“

- <sup>11</sup> Siehe auch Theophil Spoerri, *Dynamik aus der Stille* (Aussaat Verlag, Wuppertal 1971), S. 187 ff. (Marokko), sowie Peter Howard, *Frank Buchmans Geheimnis* (Deutsche Verlags-Anstalt, 1962), S. 69 ff. (Marokko und Tunesien). Im Jahr 1953 besuchte Frank Buchman Marokko, auf Drängen des damaligen französischen Außenministers, Robert Schuman. Der Besuch führte zu einer dramatischen Versöhnung zwischen dem Pascha El Glaoui und dem im Exil lebenden Sultan Sidi Ben Jussef, was den Weg zur Rückkehr des Sultans und zur Unabhängigkeit Marokkos ebnete. In einer Botschaft an Frank Buchman erklärte der Sultan, König Mohammed V., am 17. Januar 1956: „Ich danke Ihnen für alles, was Sie in diesen Zeiten der Prüfung für Marokko, die Marokkaner und mich getan haben...“ (Spoerri, a.a.O., S. 192). — Einer der Vorkämpfer für die Unabhängigkeit Tunesiens, Mohammed Masmoudi, erklärte im Juni 1955 in Washington: „Ohne die Moralische Aufrüstung wäre Tunesien heute in einen erbarmungslosen Krieg gegen Frankreich verwickelt.“ (Howard, a.a.O., S. 71.)

<sup>12</sup> *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 3. Juni 1968.

<sup>13</sup> Howard, *Frank Buchmans Geheimnis* (DVA, 1962), S. 7.

## Howard wagt den Schritt

<sup>1</sup> Howard, *Innocent Men* (Heinemann, 1941), S. 16/17.

<sup>2</sup> Ebda., S. 31/32.

<sup>3</sup> Ebda., S. 33/34.

<sup>4</sup> Howard, *Fighters Ever* (Heinemann, 1941), S. 7 ff.

<sup>5</sup> Anne Wolrige Gordon, Peter Howard, *Aufbruch zum modernen Menschen* (C. J. Bucher, Luzern/Frankfurt 1971), S. 148.

<sup>6</sup> Ebda., S. 162.

## Wir heiraten — und nachher

- <sup>1</sup> Am 23. Januar 1974 schreibt die *Times*: „Dr. Spock beschäftigt sich gegen jede Erwartung mit dem Thema, daß Eltern ihren Kindern gegenüber fest bleiben müssen. Er sagt, das weitverbreitetste Problem amerikanischer Eltern sei heute die Unfähigkeit, fest zu bleiben, und daß dies zu zunehmender Verstocktheit und Unzugänglichkeit des Kindes im Laufe der Monate und Jahre führen könne. Der häufigste Grund, warum Eltern nicht fest bleiben können, ist die Furcht, die Kinder könnten ihnen böse sein oder sie zumindest weniger lieben, wenn sie auf etwas bestünden.“ Dr. Spock hat auch beobachtet, daß Eltern, die sich ihren Kindern gegenüber unterwürfig verhalten, dies nicht unbedingt auch Erwachsenen gegenüber tun.

## Skandinavisches Smörgåsbord

- <sup>1</sup> Roland Huntford, *Wohlfahrtsdiktatur* (Ullstein, Berlin 1973).  
<sup>2</sup> Ekman, *Experiment med Gud* (Gummesson, Stockholm 1971), S. 7.  
<sup>3</sup> Der Bischof von Kopenhagen, Dr. H. Fuglsang-Damgaard, in einem Interview der Zeitung *Berlingske Tidende* (August 1935).  
<sup>4</sup> *The New York Times Book Review*, 20. März 1938.  
<sup>5</sup> Ekman, a.a.O., S. 7/8.  
<sup>6</sup> *The Times*, 23. Februar 1954.  
<sup>7</sup> Offizielle Geschichte des dänischen Außendienstes (*Den danske Utenrigstjenesté*), Band 2 (1919—1970), S. 349.  
<sup>8</sup> Ebda., S. 352.  
<sup>9</sup> Troels Fink, *Deutschland als Problem Dänemarks* (Christian Wolff Verlag, Flensburg 1968), S. 124/125.

## Revolutionäre Studenten

- <sup>1</sup> Brief von in Oxford ansässigen Eltern an die „Franks Commission“, veröffentlicht in der *Times* vom 29. Dezember 1964.  
<sup>2</sup> A. L. Rowse, *A Cornishman at Oxford* (Jonathan Cape, 1965), S. 48 u. 103.  
<sup>3</sup> Garth Lean, *John Wesley — Modell einer Revolution ohne Gewalt* (Brunnen-Verlag, Gießen 1969), S. 111.

## Die Entwicklung eines Sohnes

- <sup>1</sup> Siehe Cook/Lean, *Das Schwarz-Weiß-Buch* (Aussaat Verlag, Wuppertal 1972), S. 57: „Keine Bomben mehr“.

## Entmutigung gilt nicht

- <sup>1</sup> William Hocking, *The Coming World Civilization* (Allen and Unwin, 1958), S. 166 ff.

## Die neue Moral

- <sup>1</sup> Arnold Lunn/Garth Lean, *The New Morality* (Blandford Press, 1964).  
<sup>2</sup> *The Times Literary Supplement*, 10. Oktober 1968.  
<sup>3</sup> *Sunday Telegraph*, 12. Januar 1964.  
<sup>4</sup> *Pulse*, 22. Februar 1964.  
<sup>5</sup> *Das kleine weiße Buch* (Hänsler Verlag, Neuhausen 1972).  
<sup>6</sup> *The Church of England Newspaper*, 19. Mai 1972.  
<sup>7</sup> *Pi*, 11. Mai 1972.  
<sup>8</sup> *The Herald*, Melbourne, 30. Mai 1972.  
<sup>9</sup> Siehe *Education for Living*, Ansprachen von Dr. Anton Skulberg (norwegischer Erziehungsminister 1972—73) und Kim Beazley (australischer Erziehungsminister), gehalten im MRA-Konferenzzentrum Pandigani, Indien, im Januar 1974.

### **Wilberforce — Lehrstück christlicher Sozialreform**

56 Seiten. Theologie und Dienst 3. Paperback

Noch bis in das beginnende 19. Jahrhundert lagen die Ungeheuerlichkeiten des Sklavenhandels wie eine finstere Wolke über dem aufstrebenden Europa. Gestützt auf die Erfahrungen einer realen Änderung seines Lebens und in enger Zusammenarbeit mit einer Gruppe gleichgesinnter Freunde unternimmt der junge englische Abgeordnete Wilberforce den zwanzigjährigen Kampf um die Abschaffung der Sklaverei. Mit weitem Horizont und in lebhafter Darstellung referiert Garth Lean dies Lehrstück christlich-sozialer Reform.

### **John Wesley — Modell einer Revolution ohne Gewalt**

Übersetzt und eingeleitet von Klaus Bockmühl

144 Seiten. Paperback

Der Oxforder Jurist und Historiker Garth Lean schildert in dieser Biographie das Leben John Wesleys unter den Fragestellungen, die uns heute besonders bewegen. Anhand einer großen Zahl konkreter Beobachtungen und praktischer Einzelzüge zeigt er, wie ein Leben aussieht, das von Christus ausgeht und zu überragender gesellschaftlicher Bedeutung kommt. Er demonstriert einen Weg der Veränderung der Geschichte, der nicht nur theoretischer Entwurf bleibt, sondern greifbare, bewiesene Praxis wird.

Garth Lean/Arnold Lunn

### **Christen offensiv**

Die Konfrontation mit dem Atheismus

136 Seiten. Paperback

Der Atheismus scheint heute überall mühelos das Feld zu beherrschen. In dieser Situation nehmen die beiden Verfasser die Herausforderung der neuen atheistischen Kultur auf und beginnen, die schwachen Punkte des Gegners aufzudecken. Das Buch bietet nicht nur ein reiches Material zur Auseinandersetzung mit dem Atheismus, sondern ist gleichzeitig ein Plädoyer für den Gegenangriff auf die vielfältigen Erscheinungsformen der Philosophie vom „allmächtigen Menschen“.

BRUNNEN VERLAG · GIESSEN/BASEL